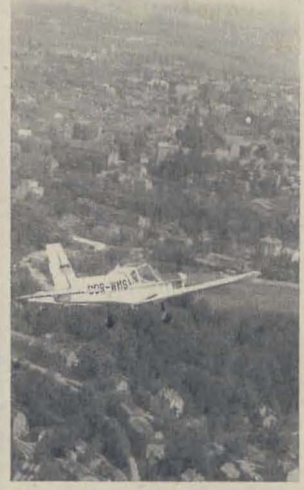


Piloten
ar
3/90
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
DDR-WMP
Pioniere
Panzer


Bild: Bernd Helbig

INHALT









Warum müssen Soldatenstuben immer noch so trist und kahl sein?

Gefreiter Heinz-Udo Genz

Das frage ich mich auch. Und mich macht in diesem Zusammenhang besorgt, wie lange und wie zäh sich mancherorts veraltete Auffassungen halten, daß verschiedentlich immer noch Willkür herrscht und – sogar schon früher in Dienstvorschriften verbriefte – Rechte der Soldaten und Unteroffiziere mißachtet werden.

AR-Stammleser wissen: Unser Engagement für wohnliche Soldatenstuben geht über Jahrzehnte. Zugleich war es in vieler Hinsicht ein Leidensweg. Ich kann dies aus eigenem Erleben bezeugen. Nachdem ich 1969 der Frage „Schöner – auch die Soldatenstuben?" kritisch nachgegangen war und zwischenzeitlich öfter nachgehakt hatte, griff ich das Thema 1987 in einer 4-Seiten-Umfrage ein weiteres Mal auf. Gutes konnte ich aus dem inzwischen aufgelösten Panzerregiment „Leo Jogiches" vermelden, Erschreckendes von anderswo. Beispielsweise: „Um das Foto seiner Liebsten betrachten zu können, muß der Soldat zunächst den Schrank aufschließen. Darinnen befindet sich ein Wertfach. Das muß er ebenfalls aufschließen, denn erst an dessen Innenseite durfte er das Bildchen anbringen. Zu Recht wird diese anachronistische Bestimmung als herzlos und unwürdig empfunden."

Dies und andere kritische Aussagen bewirkten damals einen Wirbel: Generaloberst Stechbarth, Chef der Landstreitkräfte, setzte einen Generalmajor an, um Punkt für Punkt der AR-Umfrage auf Übereinstimmung mit den Dienstvorschriften zu prüfen; als dieser tolerante, im Interesse der Soldaten liegende Vorschläge machte, bekam er nicht mal eine Antwort. Weiter: Der Chef Militärbauwesen/Unterbringung beschwerte sich bei Minister Keßler über die Umfrage. Dieser wiederum wies den Chef der Politischen Hauptverwaltung an, die Sache zu untersuchen. Dessen Stellvertreter für ideologische Arbeit maßregelte den Chefredakteur; es wurde mir verboten, Leserbriefe zu bringen, obwohl AR zur Meinungsäußerung aufgeworfen hatte und wir viele Zuschriften bekamen. Übrigens auch von Kompaniechefs und Zugführern, die sich Soldatenstuben gleichfalls schöner wünschten: mit Grünpflanzen, aus eigenen Mitteln tapeziert, mit Regal und Tischdecke und Bücherbord, mit nach eigenem Geschmack ausgewählten Bildern an der Wand – und natürlich mit dem Foto der Liebsten bzw. der Familie. Jedoch, wie oft fuhren ihnen „höhere Vorgesetzte" in die Parade und verlangten rigoros, alle Bilder abzunehmen, das allerkleinste Quentchen Wohnlichkeit zu beseitigen!

Dies sollte nun überall ein für allemal vorbei sein. Wo es dennoch Relikte einer solchen Vergangenheit gibt, sollten sich die neu entstandenen und entstehenden Interessenvertretungen der Soldaten und Unteroffiziere stark machen, auf daß die ohnehin nicht mit dem eigenen Zuhause vergleichbare Soldatenstube wenigstens einen Hauch von Freundlichkeit und Wohnlichkeit erhalten kann. Ich möchte meinen Aufruf von 1987 wiederholen und kann diesmal versprechen, daß uns keiner hindert, alles in die AR zu bringen. Also schreibt uns mal, welche Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen Soldaten heute mit Soldatenstuben haben!

Was wird aus der Militärtechnik, um die die NVA abrüstet?

Sergio Bluhm

Die DDR hat nicht nur erklärt, sondern schon 1989 damit begonnen, ihre Streitkräfte um sechs Panzerregimenter und 600 Panzer sowie ein Jagdfliegergeschwader und 50 Kampfflugzeuge zu verringern. Wir meinen es also ernst mit der Abrüstung. Anders die andere Seite, die bislang mehr davon redet als wirklich dafür tut. Gute Beispiele machen offenbar doch nicht immer (die nötige) Schule ...

Sie möchten wissen, was denn nun aus den abgerüsteten Flugzeugen und Panzern wird.

Es bieten sich zwei Wege an: Erstens verschrotten, zweitens umrüsten für zivile Verwendung. Über allem aber steht: Beide Formen müssen kontrollierbar sichern, daß der militärische Gebrauchswert nicht wiederherzustellen ist. Daraus ergibt sich beispielsweise, daß bei den Panzern sowohl Kanone und Maschinengewehr als auch Optik und Nachrichtensystem zu vernichten sind. Ohne jedes Wenn und Aber – und selbst wenn es den damit Befaßten in der Seele leid tun sollte, hochwertige Präzisionsoptik

zerstören zu müssen, obwohl in den Läden schon ein Fernglas kaum zu haben ist.

Die Kampfflugzeuge und die meisten Panzer werden verschrottet. Das geschieht in der NVA. Die Zerlegung eines Panzers kostet 60000 Mark, die eines Kampfflugzeuges so viel wie der Gewinn aus dem Schrott. Billiger jedoch ist die Vernichtung von Militärtechnik nicht zu haben; wollte man die Industrie damit beauftragen, würden sich die Kosten wegen des höheren Lohnniveaus fast verdoppeln. Mithin zahlt es sich für die Gesellschaft aus, daß die NVA die Aufgabe selber übernommen hat.

Die Frage drängt sich auf: Warum Vernichtung als Hauptweg und nicht zivile Umrüstung?

Bei Jagdflugzeugen geht dies nicht. Weder der Agrar- noch der Passagierflug kann mit den MiGs etwas anfangen. Mithin werden sie zerlegt und wandern in den Schrott, nur einige Triebwerke können zum Enteisen von Transportmitteln in der Kohle- und Energiegewinnung dienen. Und die Panzer? Leider erweist sich auch hier eine Umrüstung auf zivile Verwendung im großen Stil als unzweckmäßig: die Einsatzmöglichkeiten sind außerordentlich begrenzt, der hohe Kraftstoffverbrauch macht sie zu teuer, der Auslastungsgrad wäre zu gering und die Schaffung besonderer Instandsetzungskapazitäten erforderte ökonomisch nicht vertretbare Aufwendungen. Demzufolge finden sich mit Spezialaufbauten versehene Panzerfahrgestelle lediglich in einigen Braunkohlentagebauen. Überlegungen, sie auch auf Mülldeponien oder in der Landwirtschaft einzusetzen, haben sich – weil uneffektiv – nicht als tragfähig erwiesen.

In den meisten der möglichen Verwendungszwecke ist es ökonomisch sinnvoller, sich auf „zivile" Spezialtechnik zu orientieren als auf umgewandelte Militärtechnik. Doch ob so oder so: unterm Strich bleibt, daß Abrüstung trotz aller Demontagekosten die entscheidende Montageleistung für die Dauerhaftigkeit von Frieden und Sicherheit ist.

Gibt es den Jahresurlaub noch vor der Einberufung?

Daniel Holtz

Ja und nein, muß ich antworten. Ich will deshalb versuchen, alle in der Praxis möglichen Varianten darzustellen.

Der Ausgangspunkt ist stets § 197 des Arbeitsgesetzbuches. Danach entsteht der Urlaubsplan bereits zu Jahresbeginn und ist nach Zustimmung durch die BGL sowohl für den Betrieb als auch für den einzelnen Werktätigen verbindlich. Wie bedeutsam gerade die Existenz eines solchen Urlaubsplanes ist, wird nachfolgend ersichtlich.

Erste Variante: Besagter Plan sieht Ihren Urlaub für Juli vor – vielleicht, weil Sie da einen Ferien- oder Zeltplatz haben. Kommt die Einberufung vorher, ist es (zumindest für Sie selber) Essig mit dem schönen Sommerurlaub. Folge: Sie haben für die Zeit vom 1. Januar bis zum Tag der Einberufung Anspruch auf Anteilurlaub. Er muß Ihnen vom Betrieb vor Antritt des Wehrdienstes gewährt werden; bei Erkrankung ist gemäß § 200 AGB eine finanzielle Abgeltung denkbar.

Zweite Variante: Sie haben sich als Wintersportfan oder aus anderen Gründen entschieden, den vollen Jahresurlaub schon im Januar/Februar zu nehmen und diesen Termin in den Urlaubsplan eingebracht. In diesem Fall kann man nur sagen: Glück gehabt! Denn da grundsätzlich keine Verrechnung des arbeitsrechtlichen Erholungsurlaubes mit dem durch die NVA gewährten erfolgt, haben Sie einerseits einen vollen Jahresurlaub genossen und andererseits – wie jeder Soldat im Grundwehrdienst – Anspruch auf den für dieses Dienstverhältnis geltenden Erholungsurlaub.

Dritte Variante: Sie hatten bis zur Einberufung bereits einige wenige Tage Urlaub, jedoch liegt deren Zahl unter der des schon erwähnten Anteilurlaubs. Mithin bekommen Sie anteiligen Erholungsurlaub in Höhe der Differenz von dem bereits gewährten zu dem Ihnen vom 1. Januar bis zum Tag der Einberufung zustehenden.

Zusammengefaßt läßt sich also sagen, daß es den Jahresurlaub – im Sinne eines Rechtsanspruches – nicht generell vor der Einberufung zum aktiven Wehrdienst gibt, sondern ausgehend vom individuellen Sachverhalt.



Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

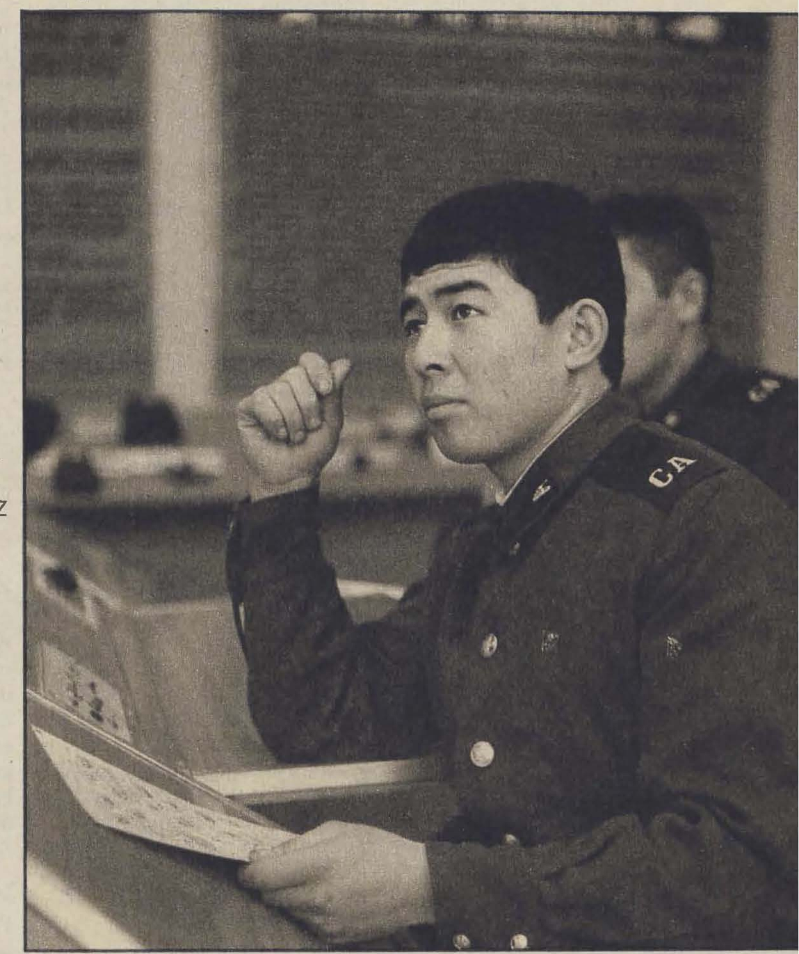
● Redaktion „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin, 1055

Kraftfahrer Soldat Witali Olenitschow



Die Jungs in den grünen Kisten

Kniffliges im Verkehrs-Kabinett



Die Zahl ist kaum nachprüfbar, und sicher hat sie auch ob des Abzugs mehrerer Divisionen der Westgruppe der Sowjetarmee vom DDR-Hoheitsgebiet eine sinkende Tendenz: Nach Wünsdorfer Schätzungen rechnet man mit rund dreißigtausend sowjetischen Militärfahrzeugen, die sich alltäglich auf öffentlichen DDR-Straßen bewegen. Mitgezählt sind da auch die eckigen Progress-Busse mit orangefarbenem Kindertransport-Schild, Barkasse mit schwarzen Kennzeichen und sowjetischen Zivilkraftfahrern am Steuer. Die meisten CA-Autos aber, vom UAZ-Kübel bis zum KamAZ-Sattelschlepper bis zum Überbreite-KrAZ und manch anderem Spezialfahrzeug auf Pneus, sind Führungs-, Gefechts- und Transportfahrzeuge. Am Steuer sitzen meist Jungs um die Zwanzig, sowjetische Wehrpflichtige, die von sonstwoher aus dem großen Lande kommen und sich immer wieder neu bei Einzelfahrten und in Militärkolonnen im DDR-Verkehr zurechtfinden müssen. Soldaten im Ausland, deren Fahrverhalten von DDR-Kraftfahrern vor allem unter dem Aspekt der Sicherheitspartnerschaft gesehen wird. Denn jeder Trabi-Fahrer (und nicht nur der) weiß: Der KrAZ ist stärker! Und wenn von inländischen Kraftfahrern über „Karl-Heinz" am Steuer geredet wird, dann schwingt fast immer ein Ton von Vorsicht aus Erfahrung mit. Sie sind ziemlich umstritten – die Jungs in den grünen Kisten.

Zwei Tage lang sitze ich gemeinsam mit Oberleutnant Sündram – perfekt russischsprechender „Volksarmee"-Reporter – im UAZ, dem Dienstauto von Hauptmann Sergej Sidorow, Wünsdorfer Korrespondent unserer Bruderzeitschrift „Sowjetski Woin". Wir sind mit Sergej unterwegs, Kraftfahrer-Ausbildung im Berlin-Proskurower Regiment kennenzulernen. Der Vierte an Bord ist Soldat Wjatscheslaw Gerasimitschuk, Kraftfahrer. Er bekommt, meist leise, manchmal aber etwas lauter, vom acht Jahre älteren Hauptmann gesagt, wie und wo es langgeht, wartet klaglos stundenlang hinterm Steuer, wenn das Auto nicht gebraucht wird. Manches seiner Fahrmanöver scheint mir mutiger, sogar halsbrecherischer, als gut ist. Sergej sieht das nicht so verbissen, schließlich sind wir immer zur rechten Zeit am rechten Ort.

Panzerautos

Am ersten Ort, gleich hinterm Tor des Stabsobjekts, steht es auf einem Sockel – das legendäre Panzerauto. Es sei jenes, von dem Lenin vor dem Petrograder Finnländischen Bahnhof im April '17 seine berühmte Rede gehalten habe, erfahre ich. Und staune, als ich Stunden später am Eingang der nächsten Kaserne ein zweites Panzerauto im Original entdecke, am Regimentsstab dann ein drittes, vor dem Tor des Kfz-Parks schließlich das vierte. Natürlich findet sich auch im Regimentsmuseum eines, diesmal in zehnfacher Verkleinerung und aus blankem Messingblech. Bloß ein Modell! Bei erneuter Nachfrage höre ich, daß das Regiment aus jenem Petrograder Truppenteil hervorgegangen sei, der solche Panzerautos besessen habe.

Die auf den Denkmalsockeln abgestellten Exemplare allerdings sind neuerer Herkunft. 1967 war nämlich zur Oktoberparade eine ganze Formation dieser Autos über den Roten Platz gelenkt worden. Extra für diesen Zweck wurden die Oldtimer per Hand hergestellt, hernach dann in der Armee verteilt. Fahrfähig seien sie im Prinzip noch heute. Mir erscheint diese Panzerauto-Ange-

legenheit als eine Art falscher Reliquien-Kult einer vergangenen Epoche, ein teurer noch dazu. Ein kluger sowjetischer Politoffizier hatte mir bei anderer Gelegenheit schon vor über zwei Jahren versichert, daß bei der Armee Veränderungen etwas länger dauerten und daß dies bestimmt nicht nur allein auf die Sowjetarmee zuträfe. Außerdem gäbe es da noch die alte Weisheit, daß Rußland groß und Moskau weit sei ...

Fahrkurs

Der Major Kamil Asisow, Usbeke aus Taschkent, Bataillons-Stabschef, zeitweilig als Leiter der Fahrausbildungseinheit abkommandiert, beschreibt die Entfernung von Moskau auf ganz andere, nämlich praktische Art. „Wie finden Sie denn das?" fragt mich der pfiffige Major gleich zu Beginn unseres Gesprächs. „Wir können jetzt hier in der DDR von unserem gesparten Geld von der Armee gebrauchte Ladas oder Wolgas kaufen und mit nach Hause nehmen ..." Ich bin höflich und find's interessant. Dann aber kommt er schnell zum Eigentlichen, teilt mit, daß er achtzig Soldaten in einem Vierzehn-Wochen-Kurs zu Militärkraftfahrern weitergebildet: „Die haben zu Hause alle schon ihre Fahrerlaubnis gemacht. Hier geht's um die Besonderheiten des Fahrens bei der Armee, um Straßenverkehrsregeln und die Einstimmung auf Straßen- und Verkehrsbedingungen in der DDR und so weiter."

Die Autotypen, mit denen gefahren wird, sind der Ural 375, der ZIL 131, der GAZ 66, der UAZ – auch in der Sanitätsversion –, der KrAZ und der KamAZ. Die Hälfte der Ausbildungszeit wird für Technikausbildung und Wartung verwendet; die 45 Fahrstunden werden anteilig zuerst auf dem Autodrom, dann im Gelände und schließlich auf der Straße absolviert. Das Fahren sei bei keinem ein Problem, nur bei den Verkehrsregeln – da hätten alle viel zu lernen.

Vierzehn Nationalitäten sind im Kurs vertreten, Balten sind darunter und auch Mittelasiaten, mancher war Wochen vorher als Zivilist noch auf Bergstraßen im Pamir mit seinem LKW herumgefahren.

Im Verkehrserziehungskabinett wird das Prinzip, daß alle Ausbildung in Russisch läuft, ausnahmsweise durchbrochen, denn hier kommt es darauf an, Verkehrszeichen zu begreifen, die auf DDR-Straßen üblich sind. Deutschsprachige eben. Das geht mit Lehrblättern, auch farbigen, deren Antwortvarianten hier auch per Knopfdruck eingegeben und vom Ausbilder am Pult zu kontrollieren sind. Ein Ja/Nein-System, wie es beispielsweise in unserer Volkskammer so lange nicht benutzt wurde.

Die Ausbildung ist hart. Da werden im täglichen Frühsport Härtekomplexe absolviert, Laufschritt auf 10-Kilometer-Strecken. Es gibt natürlich auch Taktikausbildung, Schießen und Politunterricht nach vertrauten Mustern. Zum Ausbildungskurs gehört ein Zug älterer, erfahrener Soldaten, die als Fahrlehrer arbeiten und den Neuen Praxiserfahrungen vermitteln.

Zehntausend Kilometer

Einer dieser Instrukteure heißt Alexander Studzinski, zwanzigjähriger Ukrainer aus Kiew; er war dort Student eines Technikums. Rund 10000 Kilometer, so rechnet er, hat er in seinem einen Armeejahr schon auf DDR-Straßen hinterm Lenkrad verbracht. Seine drei Fahrschüler sind heute der Armenier Tschecholjan, der



Zehn Meter im Paradeschritt – Die Aufschrift auf dem Panzerauto vorm Park heißt: Alle Macht den Räten



Streng nach Vorschrift: WAI-Kontrolle

Ukrainer Tschorba und der Russe Petschelow, ein Sibirier.

„Auch wenn ihre Voraussetzungen unterschiedlich sind; sie packen's alle drei. Schließlich werde ich in meiner Stammeinheit daran gemessen, was ich für neue Kraftfahrer mitbringe. Ich habe den Alten schon gesagt, daß sie auf ihre Ural gute Nachfolger kriegen werden!" So der Instrukteur, der auch von eigenen Fahrerlebnissen manche mulmige Situation kennt. Er nun schimpft über die vielen waghalsigen Motorradfahrer, erinnert sich an einen Wartburg, mit jungen Leuten besetzt, der bei vereister Straße überholte und dann plötzlich bremste. Aber er berichtet auch, daß er selber schon mal einen kaputten Wartburg abgeschleppt habe, und daß ihm ein Döbelner Bürger mit Schlauch und Wasser geholfen habe, als der Kühlschlauch seines Ural gerissen war. Kraftfahreralltag eben.

Kontrollpflichten

Schließlich sitze ich als Beifahrer in einem SIL 131, der ringsherum mit vier blauen L-Schildern versehen ist. Da die Schüler noch nicht auf die Straße dürfen, fährt Soldat Witali Olenitschow, ebenfalls Ausbilder, begleitet von Fähnrich Nikolai Borissow, dem Instrukteur. Das Auto ist blitzblank, vorher hatten wir eine schulmäßige Kontrolle des Betriebszustands erlebt; gelernt ist gelernt.

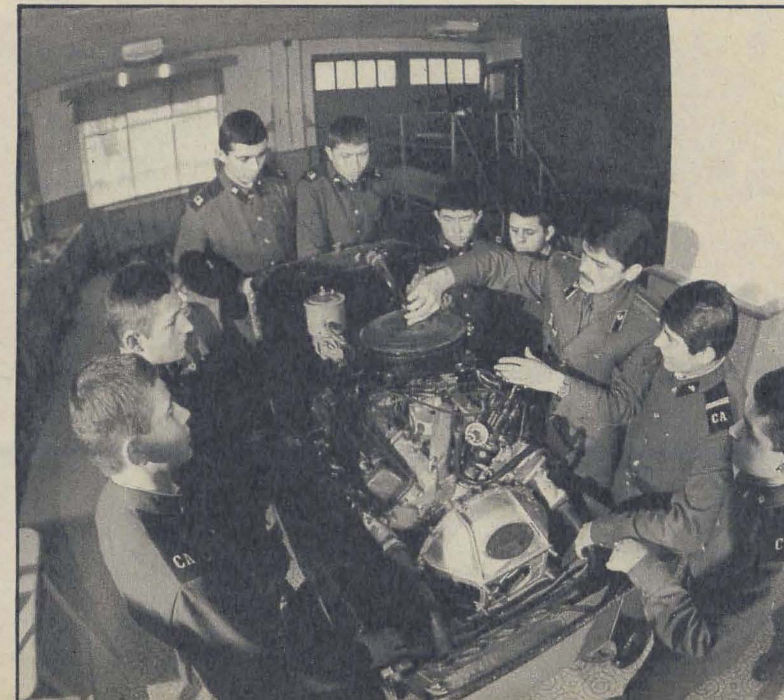
Witali hat eine russischsprachige DDR-Straßenkarte dabei. Auf die Frage, ob er immer den Weg kenne, versicherte er, daß das nicht nötig sei, denn es sitze immer einer mit drin. Wie es der Zufall will, geraten wir kurz vor Riesa in eine Kontrolle der WAI, Kraftfahrzeuginspektion der Sowjetarmee. Für den WAI-Inspektor Fähnrich Rybnikow ist's die fünfte Kontrolle in drei Stunden. Er stellt fest: Papiere und Fahrzeug, alles in Ordnung. In Riesa, dessen Verkehrsverhältnisse den sowjetischen Militärkraftfahrern mächtig zu schaffen machen, dreht sich kaum irgendjemand nach den grünen Fahrschulautos mit CA-Zeichen um. Man ist sie gewöhnt.

Als wir dann ausgestiegen sind und uns von unseren Partnern verabschieden, bleibt mir, abgesehen von den vielen Einzelheiten des uns als Muster vorgeführten Fahrkurses, vor allem zweierlei im Gedächtnis haften. Zum einen die wiederholte Aussage mehrerer junger Soldaten, daß DDR-Straßen, obwohl in gutem Zustand, aber verdammt schmal seien. Man muß also schön weit rechtsfahren, wenn einem so ein großes Auto entgegenkommt, und beim Überholen mehr als vorsichtig sein. Wissen muß man natürlich auch, daß das Selbstbewußtsein der Soldaten am Steuer viel größer ist, als gegenüber ihren Vorgesetzten. Zum anderen hatte ich mitbekommen, daß jedes Auto, sogar mancher UAZ, immer ein stabiles Brett an Bord hat. Unterschiedlichen Aussagen zufolge sei das für die Überquerung von Sümpfen gedacht, auch zur Reparatur eventuell kaputtgefahrener Gartenzäune. Ärger ist also eingeplant.

Ich wünsche allen sowjetischen Militärkraftfahrern einen klaren Kopf, sichere Hände und das Glück des Tüchtigen. Wir alle gemeinsam können's gebrauchen, damit unsere Sicherheitspartnerschaft auf den Straßen noch ein wenig mehr ist, als die des polnischen Aphoristikers Stanislaw Lec, nach der Verkehr die Summe der verhinderten Katastrophen sei. Man kann es durchaus auch optimistischer sehen.

Text und Bild: Bernd Meyer
Repro: MBD/Hoffmann





In der Technikklasse fühlen sich die angehenden Militärkraftfahrer ziemlich sicher

Das Frühjahr

1

Das Frühjahr kommt.
Das Spiel der Geschlechter erneuert sich.
Die Liebenden finden sich zusammen.
Schon die sacht umfassende Hand des Geliebten
Macht die Brust des Mädchens erschauern.
Ihr flüchtiger Blick verführt ihn.

2

In neuem Lichte
Erscheint die Landschaft den Liebenden im Frühjahr.
In großer Höhe werden die ersten
Schwärme der Vögel gesichtet.
Die Luft ist schon warm.
Die Tage werden lang und
Die Wiesen bleiben lang hell.

3

Maßlos ist das Wachstum der Bäume und Gräser
Im Frühjahr.
Ohne Unterlaß fruchtbar
Ist der Wald, sind die Wiesen, die Felder.
Und es gebiert die Erde das Neue
Ohne Vorsicht.

Bertolt Brecht



Bild: Jürgen Plietz

HALLO, AR-LEUTE!

Schnipselei

Besonders gefallen mir in der AR die Gedichte. Viele habe ich mir schon ausgeschnitten und meinen Bekannten geschickt oder in meine Sammelmappe gelegt.
Uta Schöpler, Bad Köstritz

Nochmals Absatzsorgen

Damit hat Simone im Postsack 11/89 ein Thema angesprochen, das sicher für viele weibliche Armeeangehörige ein Problem ist. Es ist wirklich nicht sehr angenehm, während des ganzen Dienstes Schuhe mit einem Absatz von mindestens 5 cm zu tragen. Schon gar nicht, wenn man eigentlich keine Absätze mehr braucht. Man sollte sich da wirklich etwas einfallen lassen.
Unteroffizier Silke Scholtissek

Gefesselt

Was mich besonders an der AR fesselt, sind die Beiträge über das Leben der Armeeangehörigen. Sie sind immer lebensnah geschrieben, so daß ich einen tieferen Einblick in die umfangreichen Aufgaben der Soldaten und Offiziere bekomme. Dabei gefällt mir Eure offene und ehrliche Sprache, mit der Ihr auch Schwierigkeiten des Dienstalltages ansprecht.
Mirella Lägel, Berlin



Überholtes

Mit den Darlegungen über das Ziviltragen im AR-Ratgeber 12/89 seid Ihr hinter dem Mond. Soldaten dürfen jetzt ebenfalls Zivil anziehen, wenn sie die Kaserne verlassen oder dorthin zurückkehren! Auch können wir unsere Autos mitbringen – ohne Genehmigung.
Gefreiter Torsten Ginth

Stimmt – aber als wir den Ratgeber in Druck gaben, konnten wir nur das formulieren, was damals festgelegt wurde. Die nachträglichen Präzisierungen der Vorschriften Ende November/Anfang Dezember kamen für diese Ausgabe zu spät.

Und das andere Geschlecht?

Bei Euren Beiträgen vermisse ich das militärische Leben unserer Frauen, sie stehen doch auch im Dienst „ihren Mann". Die Artikel „Streß – Lust oder Frust?" und „Glück muß man haben" (10/89) beschreiben vorwiegend das Glück unserer männlichen Soldaten. Rezepte über physische und seelische Belastbarkeit, erreichbare oder steigende Leistungsgrenzen sind Empfehlungen für die Männer. Wie sieht es aber bei Frauen hinsichtlich ihrer Körperfunktionen aus? Empfinden sie nicht genau so wie Männer, oder sind sie mitunter härter, stabiler oder verweichlichter?
Christine Radau, Zeitz

Rechtskundig

Es ist sehr gut, daß Sie mit Ihrer Rechtsprechung in der AR allen Armeeangehörigen die Möglichkeit geben, sich über ihre Rechte und Pflichten kundig zu machen.
Gefreiter Hagen Freund

Wirklichkeitsnah

Ich lese Ihre Zeitschrift schon seit einem langen Zeitraum. Da ich jetzt meinen dreijährigen Ehrendienst beende, kann ich einschätzen, daß AR die Tatsachen sehr realistisch darstellt.
Unteroffizier Steffen Schlöricke

Meckern? Noch nicht!

Ich kann nur sagen, daß Ihr immer ganze Arbeit leistet. Man lernt viel dazu, wenn man Eure Zeitschrift liest. Noch konnte ich nicht meckern.
Michaela Becker, Wolmirstedt

Der Postsack

... ist interessant, witzig, und da leisten die originellen Zeichnungen einen großen Beitrag. Weiter soooo!
Alexandra Lips, Magdeburg

Gefreiter Mauz?

Zum hübschen Foto auf Seite 83 des Novemberheftes: Gehören jetzt auch Miezen zum Bestand der Armee?
Unteroffizier d. R. Mirco Herlstedt, Gera

Nur außer Dienst!



GEFRAGTE FRAGEN

Erhalte ich das Geld?

Nachdem ich geheiratet hatte, bekam ich eine Wohnung in meinem Heimatort. Da ich nur noch 3 Jahre als Berufsunteroffizier zu leisten habe, beantragte ich keine Wohnung hier am Standort, ein Umzug wäre für mich unsinnig. Ich erhalte nun kein Trennungsgeld, ist das rechtens?
Oberfeldwebel Uwe Schiel

Eine derartige Entschädigungszahlung wird versagt, sofern kein Antrag auf Wohnraum im Standortbereich gestellt wurde.

Die richtige Summe?

Ich stehe im Grundwehrdienst und wurde als Gruppenführer – eine Unteroffiziersplanstelle – eingesetzt. Mein Batteriechef teilte mir mit, daß mir dafür zusätzlich 90 Mark zustehen würden. Mir kommt das zu wenig vor.
Gefreiter Andreas Krake

Ihr Vorgesetzter hat schon richtig geantwortet. Soldaten im Grundwehrdienst, die in eine höhere Dienststellung ernannt wurden, können einen Leistungszuschlag erhalten. Die Höhe bestimmt der Kommandeur. Bei Gefreiten hat er dabei die Auswahl zwischen 40, 60, 75 oder 90 Mark monatlich.

Wäre nichts Neues

Könnt Ihr Euch vorstellen, daß es in der NVA auch mal Generale geben könnte, die nicht einer marxistischen Partei angehören?
Gefreiter Hendrick Swan

Durchaus, das hatten wir übrigens schon in den Anfangsjahren unserer Armee gehabt; Generalleutnant Müller, Generalmajor von Lenski wie auch Konteradmiral Neukirchen (alle NDPD).

Wo leuchten die meisten Sterne?

Mich interessiert, in welchem Jagdgeschwader der DDR die MiG mit den meisten Qualitätszeichen Q mit Sternen steht, und wer der Techniker dieser Maschine ist?
Unteroffizier d. R. Bernd Fest, Rudolstadt

Also, ihr „Lotschiks" und all die anderen, die sich darum bemühen: Auf welchem Flugplatz glänzt solch ein Düsenjäger, und welchem Mann gebührt die Ehre?

Auf der Schrottliste

Die Sowjetunion hat angeregt, die Ostsee kernwaffenfrei zu halten. Sollte sie da nicht mit gutem Beispiel vorangehen?
Gefreiter Sven Packer

Macht sie auch: Sie hatte sechs kernwaffenbestückte U-Schiffe in der Ostsee. Zwei davon wurden bereits außer Dienst gestellt. Die restlichen vier werden in diesem Jahr verschrottet, samt ihrer Raketen. Übrigens: Die USA haben diese Anregung abgeschlagen.

Selbst ist der Mann

Die Unterwäsche wird in der Armee zentral gewaschen. Gehören dazu nicht auch die Socken und die Kragenbinden?
Soldat Rico Emster

Nein, diese Sachen hat man selbst – was nicht unbedingt mit Mutter oder Ehefrau zu verwechsein ist – in die Mangel zu nehmen.



Zurück zum Alten?

Stimmt es, daß in den Landstreitkräften wieder die gefleckten Tarnanzüge eingeführt werden?
Gefreiter Steffen Eichwald

Nein, wir bleiben bei „Ein Strich – kein Strich!"

Wo steht's drin?

Nämlich die rechtliche Grundlage der Wohnraumvergabe in der NVA.
Oberfeldwebel Jörg Speer

Dieses für Berufssoldaten zuständige Dokument ist die Wohnraumversorgungsordnung vom 1.7.1987, veröffentlicht im Anordnungs- und Mitteilungsblatt des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Reg.-Nr. H/10 – 1/18.

Wohin mit den Jeans?

Bekanntlich dürfen jetzt auch Soldaten ihre Zivilkleidung in der Kaserne aufbewahren. Bei uns ist man sich unklar, wo sie im Schrank einzuräumen ist.
Gefreiter Sven Albenstedt

Rechts außen hat sie am Bügel zu hängen.

Sollte hier jemand Angst haben?

Der Regimentsarzt hat befohlen, daß sich jeder Armeeangehörige der Grippeschutzimpfung zu unterziehen hat. Wir sind der Meinung, daß diese jedem freigestellt werden sollte.
I.-Gruppe der 4. Kompanie des Wachregiments

Eben nicht. Auf diesen vorbeugenden Gesundheitsschutz kann man in Kasernen, wo sich viele Menschen konzentrieren, keinesfalls verzichten. Es gilt, die mögliche massenhafte Ausbreitung einer Infektion zu verhindern, das Wohlempfinden jedes einzelnen und auch die Einsatzbereitschaft der Einheit zu bewahren. Damit folgt die NVA den Auflagen des Gesetzes zur Verhütung und Bekämpfung übertragbarer Krankheiten.

Kohlendioxidschuß

Im internationalen Sportschießen ist in letzter Zeit von einer CO_2-Pistole die Rede. Vorgeführt wurde sie auch bei den Weltmeisterschaften in Suhl. Was hat es damit auf sich?
Oberfähnrich Mirko Schirding

Die wie eine doppelläufige Waffe (Foto) aussehende 4,5-mm-Pistole ist eine Neuentwicklung, die auch von unseren Schützen benutzt wird. Unterm Lauf befindet sich die schmale Gasdruckflasche. Durch Betätigen des Abzuges wird die notwendige Gasmenge für einen Schuß (Diabolo) freigegeben. Vorteile: Höhere Geschoßgeschwindigkeit, fast gänzlicher Wegfall der Erschütterung beim Abschuß, kein Spannen der Waffe.



Wo bleibt der Ausweis?

Wenn ich jetzt zur Armee komme, muß ich da vorher meinen Ausweis bei der VP abgeben? Und wie ist das, wenn ich während des Urlaubs mal Westberlin besuchen will?
Harald Kneibelt, Berlin

Bei der Einberufung wird der Personalausweis und der Reisepaß in die Kaserne mitgenommen und bleibt am Mann.

GRUSS UND KUSS

1000 Küsse sowie die Versicherung, daß man sich fest auf sie verlassen könne, bestellen Simone Höptner dem Unteroffizier Olaf Vormeyer und „Monchichi" Romy dem Gefreiten Frank Lehmann. „Halt die Ohren steif!" ermuntert ein Mäuschen aus Karl-Marx-Stadt den Unteroffizier Jens Reicke. Die Offiziersschüler Marko Priem und Aimo Werner werden von Schatz'l Kathrin und Mäuschen Antje aus Coswig gegrüßt. Ganz doll fehlt Antje Wallert ihr kleiner Liebling, der als Oberfeldwebel bei der Armee dient; sie denkt aber auch an ihren Bruder Livio, seit November Uniformträger. Grüße übermitteln Sandra aus Ruppersdorf an den Soldaten Marian sowie Unteroffizier d. R. Bernd Fest aus Rudolstadt an einen anderen Reservisten, den Stabsfeldwebel Ulf Reimer.

ÜBRIGENS soll man mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg halten.



Wir warten auf Eure:
Redaktion „Armeerundschau", PFN 46 130, Berlin, 1055

KONTAKTE

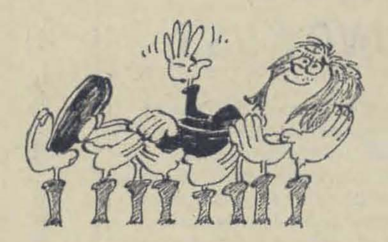
Ich bin Jugend-Sekretär und möchte mit meinen Lehrlingen eine Patenschaft mit Grenzern abschließen, um mehr über ihr Leben zu erfahren.
Chris Giebler, Betriebsberufsschule des VE Einzelhandels, Schloßstr. 3, Bernburg, 4350

Welcher Diensthundeführer bei den Grenzern hat Mut und schreibt mir?
Monika Hammer, L.-Frank-Str. 80, Suhl, 6012

ERLEBT UND NOTIERT

Gut gebettet

Während der Armeezeit meines Verlobten unterstützen mich meine künftigen Schwiegereltern ganz kräftig. Dafür bedanke ich mich bei Heida und Walter Kwek. Vieles wird durch ihre Hilfe leichter. Aber auch von meinen Eltern, zu denen ich ein herzliches Verhältnis habe, erhalte ich jegliche Hilfe. Alle meinen es besonders gut mit mir!
Daniela Klebow, Demmin



Weitab vom Schuß

Mich beschäftigt schon seit langem die Frage, wieso Soldaten ihren Grundwehrdienst in Orten leisten, die weitab vom Wohnsitz liegen. Uns sind viele Fälle bekannt, wo Soldaten fast zu Fuß hin können, andere dagegen sind an die 10 Stunden unterwegs, um mal kurz zu Hause zu sein. Wir wohnen bei Leipzig, und mein Bruder wurde nach Eggesin eingezogen. Meine Eltern waren zu seiner Vereidigung 12 Stunden mit dem Fahrzeug unterwegs. Ich finde es ungerecht, solche Unterschiede zu machen.
Claudia Günzel, Glesien

Verständnis ist gefragt

Wir finden es gar nicht so schlecht, wenn sich die Jungen für einen längeren Ehrendienst entscheiden. Sicher spielt auch die Freundin eine große Rolle, ob einer länger dient. Eine gut aufgebaute Partnerschaft, Verständnis und Treue helfen doch sicher über die lange Zeit hinweg.
Michaela und Uta Hennig, Eberswalde

Was UaZ auf dem Herzen haben

Wir hören, Soldaten im Grundwehrdienst haben statt 18 nur noch weit weniger Monate zu leisten. Ist das zu verantworten? Immerhin wurden aus unserem Truppenteil vier Arbeitskommandos in die Volkswirtschaft entsandt, und wir sind nicht die einzigen! Außerdem sollten wir trotz umfangreicher Reformen, trotz offener Grenzen nicht vergessen, daß es noch immer die Grenze zwischen beiden Weltsystemen ist. Eine zweite Sache ist die, daß sich die Unterschiede zwischen Unteroffizier auf Zeit und Soldaten immer mehr verkleinern. Wir kommen uns stellenweise wie besser bezahlte Soldaten vor, nur mit dem Unterschied, daß wir länger unseren Dienst versehen.
Feldwebel Jörg Biebach, Unteroffiziere Bernd Richter, André Kohlberg, Jens Schäfer, Beelitz

Der einzige weibliche Unteroffizier

... im napoleonischen Befreiungskrieg hieß Friederike Krüger (Foto), deren 200. Geburtstag am 4. Oktober 1989 war. In Friedland spürte sie die Lasten der Fremdherrschaft, litt doch die Stadt durch Einquartierungen französischer Truppen. 1813 erlernte sie in Anklam das Schneiderhandwerk, als der preußische König das Volk zum Widerstand aufrief. Friederike trat als Schneider August Lübeck in das Reservebataillon des Kolbergschen Infanterieregiments ein, kämpfte in der Schlacht bei Großbeeren und wurde bei Dennewitz schwer verwundet. Für ihre Verdienste zum Unteroffizier befördert, erhielt sie das Eiserne Kreuz und vom russischen Zaren den St.-Georgs-Orden.
Michael Kalliske, Templin



Erinnert sich gern

Einst diente ich im Marinehubschraubergeschwader. Ich grüße die dortigen Männer herzlich und wünsche ihnen weiterhin viel Erfolg.
Unterfeldwebel Christiane Wienke

Vorher besprechen

Warum werden Grundsatzdienstvorschriften nicht mit den unmittelbar Betroffenen, also den Längerdienenden und den Grundwehrdienstpflichtigen, diskutiert? Wir müssen doch mit diesen Vorschriften leben! Ich könnte mir vorstellen, daß eine DV nach der Erarbeitung als Entwurf in der Truppe erörtert wird. Natürlich nicht auf der Basis, daß Befehle nicht ausgeführt werden, sondern daß die DV allen zugute kommen.
Unteroffizier Mike Döding, Zella-Mehlis

Weiter so!

In meinem Kollektiv im Fla-Raketen-Regiment „Anton Fischer" fanden die Verbesserungen für die Armeeangehörigen (Reisemöglichkeiten, Ziviltragen) eine positive Resonanz. Für diese Beschlüsse bedanken wir uns bei der staatlichen und militärischen Führung. Es ist jedoch noch nicht alles Mögliche auf diesem Gebiet getan, und wir hoffen, daß es in dieser Richtung weitergeht.
Gefreiter A. Mill

Herzlichen Dank

... den Herren aus der Dienststelle Delitzsch, insbesondere den Majoren Hanse und Rudolf, die uns und unseren Sohn, Feldwebel Wolfgang Melzer, nach seinem Verkehrsunfall so gut unterstützten.
Helmut und Ursula Melzer, Weida

Abgeblasen – und dann?

Ich bin Lehrling, mein Verlobter ist für drei Jahre bei den Grenzern. Mein Arbeitskollektiv hat großes Verständnis, wenn er auf einmal vor der Tür steht und ich Urlaub brauche. Man freut sich über geplanten und zugesagten Urlaub. Aber manchmal wird er abgeblasen, auf längere Zeit verschoben oder fällt ganz weg. Ich meine, dies müßte sich ändern lassen.
Romy Lückner, Karl-Marx-Stadt



Der Kurzurlaub

... darf doch nicht von den Leistungen des einzelnen abhängen. Das Durchschnittsalter in unserer Kompanie beträgt 25 Jahre. Man kann von uns doch nicht dieselben Leistungen erwarten wie von 18jährigen.
Soldat Olaf Ziegler

USG Greifswald an Offiziersschüler

Wir fordern die Offiziersschüler der Verteidigungs- und Schutzorgane der DDR auf, auch in Verarbeitung der Ausschreitungen vom 7. und 8. Oktober 1989, ihr Lehrkonzept grundlegend zu überarbeiten, ihre Bewußtseinsbildung, die Dienstvorschriften und die Befehlsgewalt uneingeschränkt zu hinterfragen. Denn es darf nicht sein, daß die Befehlsgewalt den Soldaten oder Polizisten eines sozialistischen Staates dazu bringt, blind sinnlose Gewalt auszuüben.... Wenn es eine Armee in diesem Land geben muß, so ist es Eure Pflicht, die vor allem militärpsychologischen Gründe solcher Entartungen aufzudecken ... Wir bitten Euch um eine öffentliche Erklärung, niemals gegen friedliche Demonstranten vorzugehen und niemals derartige Befehle zu erteilen.
Petra Steinicke als Vertreterin der „Unabhängigen Studentenschaft Greifswald" (USG)

SAMMEL-SURIUM

Plakate der Hosentasche

Ich gehöre zu den Phillumenisten, also zu den Sammlern von Zündholzetiketten, Buchzündern und Streichholzschachteln. Mannigfaltigste Motive sind darauf zu betrachten. Unter den „Plakaten der Hosentasche" gibt es auch solche mit militärischen Motiven, darunter die, die militärische Entwicklung widerspiegeln. So emittierte das Zündholzwerk „Solo Susice" (ČSSR) eine 32 Stück umfassende mehrfarbige Serie über die Streitkräfte des Warschauer Vertrages. Abgebildet ist Waffentechnik aller Teilstreitkräfte (Abbildung). Wer mehr darüber wissen möchte oder mit mir tauschen möchte, kann mir gern schreiben:
Offiziersschüler Mirko Jügler, PF 35802/B4, Löbau, 8722





Feuerwehrmotive

... haben es mir angetan. Sammle deshalb derartige Krüge, Gläser, Wimpel, Aufkleber, Bilder, Zeitschriften, tausche auch:
Soldat Roland Lorenz, E.-Reinsdorf-Str. 1, Feuerwehrgerätehaus, Pegau, 7220



Abriß für Neubeginn

Das war der Hintergrund eines Marschbefehls, der 119 Soldaten der Pioniertruppen nach Leipzig führte – samt Planierraupen, Tatra-Kippern, Universalpioniermaschinen DOK-M, KrAZ-LKW, Radladern, Bauwagen und Elektroaggregaten. Gemeinsam mit Leipziger Bauleuten und sowjetischen Militärkraftfahrern gingen sie an Abrißarbeiten, um Neues aufbauen zu können. AR berichtet darüber in Wort und Bild. Zugleich beginnen wir mit einer neuen Serie: „Soldaten im Haus Europa". Als erste stellen wir die albanischen und die belgischen Streitkräfte vor. AR führte in der BRD ein Interview mit Flottilenadmiral i. R. Schmähling. In der Reihe MILITARIA: Die Schlacht um Berlin 1945. Historisch angelegt ist auch der Tatsachenbericht über die preußisch-deutsche Kolonialpolitik von 1884 bis 1889. Wir berichten über ein spezielles Kapitel in der Geschichte der Revolutionären Streitkräfte Kubas, besuchten einen Ehrenkanonier, bringen ein neues Mini-Magazin sowie manches andere

IN DER NÄCHSTEN



POSTSACK

Redaktion: Horst Spickereit
Vignetten: Achim Purwin
Fotos: Gerhard König, Bernd Schilling, Repros



Ein Schwerkranker liegt „auf dem Tisch". Dringende Hilfe tut Not. Eine Rettungs-Crew ist angetreten, den Kampf gegen die Krankheit aufzunehmen. Nach zuvor abgestimmter Therapie. Unsere Gesellschaft ist schwerkrank. Noch sucht sie sowohl nach beherzten Rettern als auch nach einer tragfähigen Therapie. Eine Heilmethode wird es kaum geben, die Gesellschaft leidet nicht nur an einer Krankheit. Aber die Zeit drängt. Wir wollen hier einen von vielen Behandlungsvorschlägen vorstellen.



OPERATION ZIVILDIENST

„Es hat keinen Zweck, über Motive zur Verteidigung eines Gemeinwesens zu reden, wenn die Identifikation mit diesem fehlt."

Sie sind bitter, diese Worte des Dresdner Landesjugendpfarrers Harald Bretschneider. Sie entsprechen den Realitäten. Als ich diese Zeilen zu Papier bringe, verlassen täglich noch etwa 1 500 Menschen dieses Land, kehren ihm für immer den Rücken. Und wenn in solch schnellebiger Zeit auch schon vieles anders sein mag, wenn dieser Bericht den Leser erreicht – es werden nicht weniger sein, die gehen. Im Dresdner Bezirkskran-

So spricht der Herr
gegen die Propheten:/
Sie verführen mein Volk.
Haben sie etwas zu beißen,/
dann rufen sie: Friede!
Wer ihnen aber nichts
in den Mund steckt,/
dem sagen sie den heiligen Krieg
an.
Darum kommt die Nacht
über euch,/
in der ihr keine Visionen
mehr habt,
und die Finsternis,
in der ihr nicht mehr
wahrsagen könnt.
Die Sonne geht unter
für diese Propheten,/
und der Tag wird
schwarz über ihnen.

(Die Heilige Schrift des Alten Bundes – das Buch Micha, 3.5/3.6.)



Neubau statt Bauen und Behandeln ist die Forderung der Krankenhausmitarbeiter (Foto oben). An allen Stellen und unter teilweise widrigsten Bedingungen sorgen die 48 Zivildienstleistenden für eine spürbare Entlastung des Personals. Der Initiator des „Pilotprojekts", Landesjugendpfarrer Harald Bretschneider, fand bei WBK-Chef Oberst Jürgen Schlase viel Entgegenkommen und Unterstützung (Fotos S. 19, rechts oben).

kenhaus Friedrichstadt sind seit November 1989 48 junge Leute am Werk, die mit ihrer Arbeit auf ganz spezifische Weise auch um eine neue Identifikation mit ihrem Lande bemüht sind. Christen sind sie, die aus Glaubens- und Gewissensgründen jegliche Form von Wehrdienst ablehnen. Sie haben sich deswegen zur Ableistung von Zivildienst entschlossen.

Sie tun dies in einem Krankenhaus der Bezirksstadt, das etwas mehr als 140 Jahre auf dem geschundenen Buckel hat, in dem es mitunter an dem Nötigsten zur medizinischen Betreuung fehlt, an dessen Bauten seit etwa 10 Jahren ein verzweifelter Kampf um die Erhaltung der restlos verschlissenen Substanz gerungen wird, wie es scheint, mehr oder weniger vergeblich. Ein Krankenhaus, in dem Bauen und Behandeln seit Jahren zum unerquicklichen Alltag gehören, in dem die technischen Anlagen verrottet sind, in dem selbst moderne Technik, wie sie aus der anderen deutschen Republik gespendet wurde, kaum eine Chance hat, weil die nötigen Räume zu ihrer Installation und die technischen Voraussetzungen zur Inbetriebnahme fehlen. Binnen des vorigen Jahres haben genau 107 Mitarbeiter diesem Krankenhaus den Rücken gekehrt, wie viele werden es inzwischen sein?

Das Krankenhaus ist selbst schwerkrank. Und hier nun haben sich die 48 jungen Männer im Alter um die Zwanzig entschlossen, entsprechend ihrer humanistischen Lebensauffassung zu helfen.

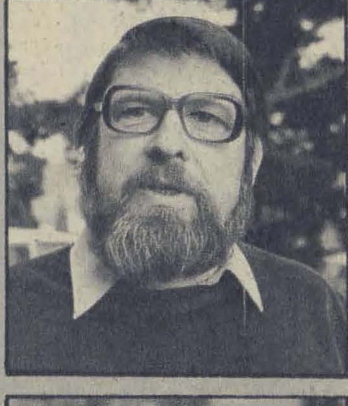
Die Umstellung ist mitunter total. Steffen Lemke, Ausbaumaurer aus Radeberg, 24: „Es ist schwer, sich zurechtzufinden, ganz neue Probleme kamen auf mich zu.

Zum Beispiel der Transport der Verstorbenen zur Pathologie. Das ist belastend vor allem, wenn es sich um junge Menschen handelt, die ihr ganzes Leben noch vor sich gehabt hätten, wie kürzlich ein 19jähriges Mädchen."

Steffen gehört zur „Trägergruppe", sieben Mann stark. Sie arbeiten im Drei-Schicht-Dienst, auch am Wochenende. Gerade bei den Trägern war die Arbeitskräftesituation katastrophal. Drei nicht mehr ganz junge Männer haben diese Arbeit bislang versucht zu bewältigen. Sie konnten es nicht. Also waren teilweise sogar die Ärzte gezwungen, ihre Patienten über die holprigen Straßen und Wege im weitverzweigten Krankenhausgelände selbst zu transportieren.

Überall trifft man auf die jungen Männer, auch in der chirurgischen Klinik. Die Leitende OP-Schwester, Martina Mildner, meint, ohne deren Hilfe hätte man hier gar nicht weitermachen können. Wenigstens zehn Operationen in der Woche weniger wären es, wenn die hier eingesetzten Sechs nicht wären. Sie legen die Patienten auf die Lafetten, übernehmen die Zwischendesinfektion der Lafetten; sie beseitigen die Schmutzwäsche, bereiten das Sterilgut auf, kurz, sie entlasten die Fachkräfte, wo sie können. Die Arbeit geht nie aus. Thomas Händel, Zimmermann aus Dresden, 21, dazu: „Von 8 bis 14 Uhr habe ich voll und ganz zu









tun, ohne Pause. Das haben früher die Schwestern alles nebenbei mit gemacht, da ging es eben oft länger." Ich habe mich nicht sehr behaglich gefühlt, Krankenhausatmosphäre ist so sehr mein Fall nicht, schon gar nicht die im OP. So gesehen kann ich kein objektives Urteil fällen, was schwerer zu leisten ist, Militärdienst oder Zivildienst. Wer wollte da richten?

Der Pfarrer und der Oberst

Nun sei dem Leser aber erst einmal Aufklärung gegeben, wie es zu dieser „Operation Zivildienst" überhaupt kam. Denn: Gesetzlich geregelt ist er noch nicht, jedenfalls zu dem Zeitpunkt, als ich diese Zeilen schreibe, Mitte Januar. Unbestreitbar kommen die größten Verdienste an diesem Projekt jenem Mann zu, den ich eingangs erwähnte: Landesjugendpfarrer Harald Bretschneider, 47 Jahre alt. Die Grundzüge eines solchen Dienstes entwickelte er bereits, als die Wehrpflicht in der DDR eingeführt wurde und er selbst betroffen war: 1962. Damals verweigerte er den Dienst, was bis zur Schaffung der Bausoldateneinheiten 1964 noch ungestraft hingenommen wurde. Stattdessen zog der junge Harald Bretschneider von Baustelle zu Baustelle, um dergestalt Dienst an der Gesellschaft zu leisten. Das war von 1965 bis 1969. Fast sah er schon gesellschaftliche Anerkennung für sein Bemühen, als zu einer Weihnachtsfeier im Betrieb sowohl der Bauminister als auch der für Nationale Verteidigung ihr Kommen angesagt hatten, um über diesen Gegenstand zu verhandeln. Kurzfristig kam aber dann das Aus aus Strausberg, verbunden mit der Drohung, wenn diese wilden Versuche kein Ende fänden, würde der Staatsanwalt ein- und zugreifen. „Ich wollte die Provokation damals nicht auf die Spitze treiben", so der Pfarrer. Er beugte sich und ging – zu den Bausoldaten. Das Projekt verlor er dennoch nicht aus den Augen. 1979 Landesjugendpfarrer geworden, machte er 1980 mit der Aktion „Schwerter zu Pflugscharen" auf sich und sein Anliegen aufmerksam, nicht, ohne erneut den massiven Widerstand des Staates auf sich zu ziehen.
Seitdem betreut er die „Verweigerer", die seit etwa fünf Jahren nicht mehr eingesperrt werden, wohl, um den Konfliktstoff in der Gesellschaft nicht weiter anzuhäufen.

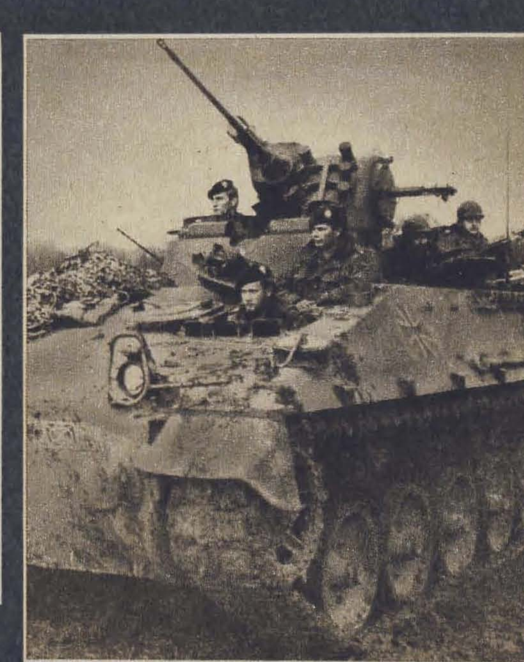
Weitsichtig bereitete der Pfarrer seit etwa zwei Jahren eine Gruppe junger Männer auf die Aktion Zivildienst vor, entwarf selbst eine Vorlage für ein entsprechendes Gesetz, sogar eine Verpflichtung, die jeder Zivildienstleistende ablegen soll.

Im Sommer vergangenen Jahres waren nicht nur das objektive Erfor-

Fortsetzung auf Seite 28

BUNDESWEHR '90





Eine Dokumentation von Kurt Henze über die Landstreitkräfte der BRD (1. Teil: Das I. Armeekorps)

Wat mutt, dat mutt

So zu lesen auf einem Sticker, dessen Symbolik die „Europäische Wehrkunde/Wehrwissenschaftliche Rundschau“ 8/1989 wie folgt erklärt hatte: „Die Heeresübung ’89 hat den Namen ‚Offenes Visier‘ erhalten. Der Name in Verbindung mit dem Helm und den gekreuzten Schwertern und dem grünen Untergrund symbolisiert Wehrhaftigkeit und Wachsamkeit ... Name und Symbol sollen die Akzeptanz der Übung in der Bevölkerung stärken und ein Zeichen im Sinne der Ziele der ‚Konferenz für vertrauensbildende Maßnahmen und Abrüstung in Europa (KVAE)‘ setzen.“ Das Heer nutze die Möglichkeit, sich der breiten Öffentlichkeit darzustellen „und seine Verteidigungsfähigkeit als wesentliche Grundlage einer glaubwürdigen Abschreckung zu demonstrieren“.

Wat mutt, dat mutt – was muß, das muß!

Zu akzeptieren, also anzunehmen, hatten die Bundesdeutschen eine Heeresübung des I. Armeekorps der Bundeswehr im Rahmen der alljährlich stattfindenden NATO-Manöverserie „Herbstschmiede“. Im Raum Niedersachsen und Nordrhein-West-

Laut „Militarisierungsatlas der Bundesrepublik“, Luchterhand-Literaturverlag, Darmstadt 1988, verfügte das BRD-Heer zu jenem Zeitpunkt über 1800 Kampfpanzer Leopard 2, 432 Fla-Kanonenpanzer Gepard 35 mm und 1928 Panzerabwehrlenkraketen-Systeme (PALR) Milan (Abb. v. l. n. r.)





falen übten mechanisierte Kräfte das beweglich geführte Gefecht einer „Übungstruppe ‚Blau'" gegen eine „Leitungsgruppe ‚Rot'". Unter dem Kommando des Kommandeurs des I. Armeekorps, Generalleutnant Jörn Söder, waren etwa 39000 Mann mit 10000 Rad- und 2000 Kettenfahrzeugen sowie 320 Hubschraubern im Gelände unterwegs, um ein neues Übungskonzept der Bundeswehr zu testen – „Pionierarbeit" für die NATO, schrieb „Die Welt". Und ein – wenngleich bescheidener – Beitrag für Vertrauensbildung war „Offenes Visier" zweifellos, zogen doch nicht mehr 60000 oder gar 75000 Mann ins Feld, sondern nur noch ungefähr zwei Drittel vom bis dahin üblichen Aufgebot.

Im NATO-Pakt

... befindet sich die BRD seit dem 6. Mai 1955. Am 11. November jenes Jahres ernannte der damalige Verteidigungsminister Blank die ersten Soldaten der Bundeswehr – ein Stamm von 101 Aktiven, vornehmlich ehemalige Angehörige des Bundesgrenzschutzes, die Offiziere überwiegend militärisch führungserfahrene Veteranen des zweiten Weltkrieges.

Am 1. Juli 1956 wurde in Hannover die 1. Grenadierdivision, aus der später die 1. Panzerdivision hervorgehen sollte, offiziell aufgestellt. Sie war in die Kampfgruppen A 1 und B 1 gegliedert und besaß ein Feldartillerieregiment. Die Mehrzahl der Waffen und Geräte lieferten die USA.

Am 2. Juli 1956 wurden in Münster der Heeresstab I und in Buxtehude die 3. Panzerdivision formiert. Mit der nachfolgenden Unterstellung der 1. und 3. Division unter diesen Stab und dessen Umbenennung in Stab des I. Korps am 1. Oktober 1956 war das bis heute stärkste BRD-Armeekorps mit 10500 Soldaten aus der Taufe gehoben. Sein Personalbestand in drei Panzer- und zwei Panzergrenadierdivisionen betrug Ende vorigen Jahres 86000, im Mobilmachungsfall 135000 Mann. Dieses Korps, dem als erstem der Kampfpanzer Leopard 2 zugeführt worden war, ist der bedeutendste Großverband der NATO-Armeegruppe Nord (NORTHAG). Zu ihr gehören ferner die Britische Rheinarmee, das I. niederländische und das I. belgische Korps sowie vorgeschobene Teile der 2. USA-Panzerdivision.

Auf rund 70 Garnisonen

... der Bundesländer Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Hamburg ist das I. Korps des BRD-Heeres mit seinen fünf sogenannten Hausdivisionen verteilt. Hausdivisionen, weil ihr Domizil eben dieser Raum mit seinen landschaftlichen Bezügen und Traditionen ist. Die Divisionsabzeichen an den Waffenröcken der Soldaten künden davon: Die 1. Panzerdivision (Stab in Hannover) führt das springende Roß der Niedersachsen im Wappenschild. Das Abzeichen der 3. Panzerdivision (Buxtehude) zeigt zwei gekreuzte Pferdeköpfe, charakteristisches Element niederdeutscher Bauernhäuser. Die 7. Panzerdivision (Unna) trägt das Wappen der Westfalen, ein silbernes Roß auf rotem Grund. Die 11. Panzergrenadierdivision (Oldenburg) präsentiert sich mit zwei Kreuzen über drei Wellenlinien im blauen Feld. Und die 6. Panzergrenadierdivision (Neumünster), die im Kriegsfall dem NATO-Kommando Ostseezugänge (COMBALTAP) als einziges Kontingent des BRD-Heeres unterstellt wird, gründet ihr Zeichen auf die Wappen Schleswigs und Holsteins – ein silbernes Nesselblatt, darin auf goldenem Grund zwei blaue Löwen.

In der NORTHAG steht das I. Armeekorps an der Seite seiner britischen, niederländischen, belgischen und US-amerikanischen Bündnispartner. Intensive Patenschaften, beispielsweise der in Oldenburg beheimateten Panzerbrigade 31 mit Truppenteilen der Briten und Niederländer oder der Panzergrenadierbataillone 311 und 312 sowie des Panzerbataillons 314 mit britischen Eliteregimentern, fördern das Zusammenwirken ungemein. Und Jahr für Jahr zeichnet sich das I. Korps mit sehr guten Resultaten in der Gefechtsausbildung aus. Sie

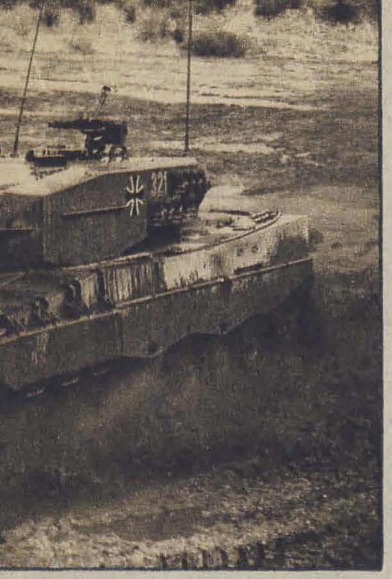


zeugen von uneingeschränkter Bereitschaft der Soldaten, gemäß Eidesformel „der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen" und dafür Entbehrungen und Härten bis zur Leistungsgrenze in Kauf zu nehmen. Die Mehrheit des Personalbestandes will körperlich wie geistig gefordert werden, lehnt „Gammeldienst" ab, verlangt kriegsnahe Ausbildung und glaubt, im Rock der Bundeswehr „das Recht und die Freiheit des Deutschen Volkes tapfer verteidigen" zu müssen.

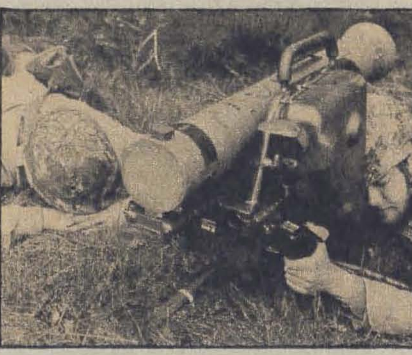
Moderne Waffensysteme

... stehen auch und in der Regel immer zuerst dem I. Armeekorps zur Verfügung. Und was da veraltet oder moralisch verschlissen scheint, wird modernisiert. „Persönlich dafür einsetzen" will sich Kanzler Kohl, daß 1990 und darüber hinaus seine Soldaten das bekommen, „was sie zur Erfüllung ihrer schwierigen Aufgabe benötigen". Laut Bonner „Wehrtechnik" Heft 4/1988 besteht die Schwierigkeit der Aufgabe darin, „in beweglich geführter Verteidigung die gepanzerten Angriffstruppen zu schlagen".

Also entsteht aus dem Schützenpanzer Marder dessen kampfstärkere Version 1A3. Ein vollkommen neuer Schützenkampfwagen soll bis Mitte dieses Jahrzehnts entwickelt werden. Alle 155-mm-Selbstfahrlafetten M-106G sind zugunsten größerer Reichweite mit längeren Rohren ausgestattet und tragen jetzt die







„Die Einsatzbereitschaft der Bundeswehr sowie ihre Reaktionsfähigkeit, ihre Kampfkraft und ihre Durchschlagfähigkeit in Krise und Krieg zu verbessern" (Admiral Dieter Wellershoff, Generalinspekteur der Bundeswehr, in „Soldat und Technik" Heft 3/88) ist auch mit der Übung „Offenes Visier" unterstrichen worden

Bezeichnung M-109A3G. In die Raketenartilleriebataillone der Divisionen wurde das Mittlere Artillerieraketensystem (MARS) eingeführt, das weitreichendes Flächenfeuer und den Verschuß von Minen ermöglicht. Gemeinsam mit den Niederlanden ist an eine Kampfwertsteigerung der Fla-Raketenkomplexe Gepard und Roland gedacht. Und der Panzerabwehrhubschrauber PAH-1 soll bald als PAH-2 nachtkampffähig sein. „Watt mutt, dat mutt" eben, und die Aufzählung ist unvollständig.

Samt und sonders gilt auch hier der bundesdeutsche Grundsatz: Der Führungsmacht USA nicht nachstehen und der Bundeswehr eine Vorbildrolle gar im NATO-Pakt sichern! Dies bestätigte in einem Interview für „Die Welt" der Heeresinspekteur General Henning von Ondarza. „Das deutsche Heer" habe eine Vorbildfunktion in der Vorneverteidigung, was konkret heiße: es müsse im Schulterschluß mit den alliierten Verbänden 450 (Front-) Kilometer „national abdecken, Raum halten und Raum wiedergewinnen können". Dazu aber seien nur Heeresverbände imstande.

„Offenes Visier"

... war die Probe aufs Exempel: Ausgangslage – der „3. Kriegstag". Von Anbeginn wurde die taktisch-operative

Offensive gesucht und jede Gelegenheit genutzt, „dem Feind" die Initiative zu entreißen. Konsequent wurde das Ziel des „Schlagens mit offensivem Einsatz von Reserven aller Führungsebenen" verfolgt. Die teilnehmenden Truppen waren in allen Gefechtsarten gefordert und hatten darüber hinaus Märsche, Forcieren von Gewässern, Schutz rückwärtiger Gebiete und Luftlandeoperationen zu bewältigen.

Damit ließ auch das I. Armeekorps erkennen, daß die BRD-Landstreitkräfte entgegen anderslautenden Behauptungen sehr wohl zu Angriffsaktionen fähig sind. Ein halbes Jahr ist seitdem vergangen. Und noch immer bewegt sich Bonn in Sachen Vertrauensbildung und Abrüstung recht zögerlich in engen Grenzen. Und jene eingeforderte „Akzeptanz der Übung in der Bevölkerung" galt vermutlich eher dem gewünschten Zuspruch der Bundesbürger zur Fortsetzung einer „Politik der Stärke".

Ohne militärischen Schutz lasse sich ein Leben in Frieden und Freiheit gegenwärtig nicht gewährleisten, schrieben die Verfasser eines „Wegweisers durch die Bundeswehr". Sie hatten recht. Aber schließlich geht es um Frieden und Freiheit eines jeden Staates beiderseits von Werra und Elbe. Und das verpflichtet zu Vernunft. Wat mutt, dat mutt.

Bild: Archiv

Das I. Armeekorps



Korpstruppen: Fernspähkompanie 100 (Braunschweig), Frontnachrichtenkompanie, PSV-Kompanie 181
Fernmeldekommando 1 (Münster): Fernmeldebetriebsbataillon 110 (Coesfeld), Fernmeldeverbindungsbataillon 120, Fernmeldeaufklärungsbataillon 130 u.a.
Artilleriekommando 1 (Münster): Mittleres Feldartilleriebataillon 110 (Dühnen), Leichtes Feldartilleriebataillon 130 (Unna-Massen), Schweres Raketenartilleriebataillon 150 (Wesel) u.a.
Flugabwehrkommando 1: Flugabwehrbataillon 110 (Remscheid), Flugabwehrbataillon 120 u.a.
Pionierkommando 1: zwei Schwere und zwei Leichte Pionierbataillone, zwei Schwere Brückenbaubataillone, ein Amphibisches Pionierbataillon, ein ABC-Abwehrbataillon u.a.
Heeresfliegerkommando 1: Leichtes Heeresfliegertransportregiment 10 (Celle), Mittleres Heeresfliegertransportregiment 15 (Rheine), Panzerabwehrhubschrauberregiment 16 (Celle) u.a.
Instandsetzungskommando 1: zwei Instandsetzungsbataillone
Nachschubkommando 1: zwei Nachschubbataillone, ein Transportbataillon, ein Betriebsstofftransportbataillon
Sanitätskommando 1: ein Sanitätsbataillon, 1 gemischtes Sanitätsbataillon, ein Krankentransportbataillon
1. Panzerdivision: Artillerieregiment 1 (Hannover), Schweres Feldartilleriebataillon 11 (Hannover), Raketenartilleriebataillon 12 (Nienburg), Beobachtungsbataillon 13 (Wolfenbüttel), Panzeraufklärungsbataillon 1 (Braunschweig), Flugabwehrbataillon 1 (Hannover), Pionierbataillon 1 (Holzminden), Fernmeldebataillon 1 (Hannover), Sanitätsbataillon 1 (Hildesheim), Nachschubbataillon 1 (Hannover), Instandsetzungsbataillon 1 (Ahrbergen)
Panzergrenadierbrigade 1 (Hildesheim): zwei Panzergrenadierbataillone, ein Panzerbataillon, ein Panzerartilleriebataillon; in der Mob.-Struktur ein Panzergrenadierbataillon zusätzlich
Panzerbrigade 2 (Braunschweig): zwei Panzerbataillone, ein Panzergrenadierbataillon, ein Panzerartilleriebataillon
Panzerbrigade 3 (Nienburg): (wie Panzerbrigade 2)
3. Panzerdivision: (Divisionstruppen wie 1. PD)
Panzergrenadierbrigade 7 (Hamburg-Fischbeck): (wie PGBr. 1)
Panzerbrigade 8 (Lüneburg): (wie PBr. 2)
Panzerbrigade 9 (Münster): Lehrtruppenteil der Kampftruppenschule 2 (Panzer und gepanzerte Truppen)
7. Panzerdivision: (Divisionstruppen wie 1. und 3. PD)
Panzergrenadierbrigade 19 (Ahlen)
Panzerbrigade 20 (Iserlohn): (wie PBr. 2)
Panzerbrigade 21 (Augustdorf): (wie PBr. 2)
6. Panzergrenadierdivision: Artillerieregiment 6 (Kellinghusen), Schweres Feldartilleriebataillon 61 (Albersdorf), Raketenartilleriebataillon 62 (Kellinghusen), Beobachtungsbataillon 63 (Itzehoe), Panzeraufklärungsbataillon 6 (Neumünster), Instandsetzungsbataillon 6 (Plön), Heeresfliegerregiment 6 (Itzehoe), Fernmeldebataillon 6 (Itzehoe), Nachschubbataillon 6 (Eutin), Flugabwehrregiment 6 (Lütjenburg), Pionierbataillon 6 (Neumünster), Sanitätsbataillon 6 (Hamburg), ABC-Abwehrbataillon 6 (Plön)
Panzergrenadierbrigade 16 (Wentdorf): (wie PGBr. 1)
Panzergrenadierbrigade 17 (Hamburg-Rahlstedt): (wie PGBr. 1)
Panzerbrigade 18 (Neumünster): (wie PBr. 2)
11. Panzergrenadierdivision: (Divisionstruppen wie 6. PGD)
Panzergrenadierbrigade 31 (Oldenburg): (wie PGBr. 1)
Panzergrenadierbrigade 32 (Schwanewede): (wie PGBr. 1)
Panzerbrigade 33 (Celle): (wie PBr. 2)
Luftlandebrigade 27 (Lippstadt): zwei Fallschirmjägerbataillone, zwei Luftlandepanzerabwehrbataillone. Anm.: Unter Friedensbedingungen wird die Ausbildung der Brigade vom Stab der 1. Luftlandedivision (Bruchsal, Baden-Württemberg) sichergestellt.



Udo Lindenberg



Bild: Günter Gueffroy

ARBILDKUNST

Als im Jahre 1976 einer der portugiesischen Graphiker, die an der Ausstellung INTERGRAFIK in Berlin teilnahmen, einen Preis erhielt – es war Gil Teixeira Lopes –, wurde die Aufmerksamkeit vieler Kunstfreunde auf eine bis dahin in der DDR wenig bekannte Entwicklung gelenkt. Portugals Graphik hatte unter dem im April 1974 gestürzten faschistischen Regime Salazars trotz mannigfacher Schwierigkeiten und versuchter Reglementierungen ein hohes Niveau erreicht. Die Bedingungen waren schwer, aber es war im Jahre 1956 gelungen, die Künstlergenossenschaft Gravura zu gründen und den ihr angehörenden Künstlern Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, obwohl selbst der Kauf einer Druckpresse mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Später schrieb einer dieser Künstler, Rogério Ribeiro: „Um uns herum die unbändige Gier der faschistischen Bestie und die Knüttel des Salazar-Regimes, die treffsicher und hart auf unsere Rücken niedersausten. Mit methodischer Sicherheit wurde aber auch der Widerstand geleistet."

Die Genossenschaft hat dem allmächtig scheinenden Faschismus etwas entgegengesetzt, das angesichts der stets drohenden Gewalt Mut und Standhaftigkeit erforderte und das Regime zu wütenden Reaktionen trieb. Es war die Kameradschaft, die Solidarität der Künstler. Ihre Kunst ließ sich nicht korrumpieren, sie dient der Bewahrung des Humanen. Auch die Blätter des 1921 geborenen Cipriano Dourado dürfen diesen Anspruch erheben.

Die Farblithographie „Akt" zeigt klar die Eigentümlichkeiten seines Stils. Es ist eine dekorativ erscheinende Kunst. Dourados Sensibilität vermag mit den wenigen Mitteln, die er einsetzt, dennoch mehr als bloße Schmuckwirkung hervorzubringen. Zwei Farben, von geschwungenen weißen Linien durchzogen, genügen ihm. Die Modellierung der Figur ist angedeutet und beläßt dem Blatt die Flächenwirkung. Die Figur füllt das Bild jedoch nahezu aus, und auf diese Weise wird es vermieden, sie als bloßen Flächenakzent aufzufassen. Diese Balance von Flächigkeit und plastischer Wirkung zeigt die sichere Hand des Künstlers und ermöglicht es ihm, das dargestellte Mädchen zu individualisieren; eine arabeskenhafte, lediglich dekorative Gestaltungsweise hätte die Hervorhebung des Mimischen nicht erlaubt. Dourado geht nicht über die Grenze hinaus, die sein geschmeidiger Stil setzt. Es ist ein Blatt, das als geschmackvoll bezeichnet werden kann, eine Graphik, die die Nähe des Illustrativen verrät.

Der Künstler, ausgebildet als Lithograph, ist ein erfahrener Buchgestalter, seine Illustrationen schmücken viele Lyrik- und Prosabände. Solcherlei Graphik konnte den Erwartungen eines faschistischen Regimes nicht entsprechen, dessen pompöse Selbstverherrlichung nach heroischem Kitsch verlangt. Freude, Schlichtheit, Schönheit bleiben diesen Bestrebungen unangemessen. Auf diese Weise wird eine mit einfachen Mitteln gestaltete Lithographie wie die hier abgebildete zum Zeugnis bewahrter Menschlichkeit.

Text: Horst-Jörg Ludwig
Reproduktion: Archiv

Cipriano Duorado (Portugal)
Akt,
Lithographie



Fortsetzung von Seite 19

dernis zu solcher Art Dienst herangereift, weil die Zustände im Krankenhaus Friedrichstadt unerträglich geworden waren, sondern auch günstige subjektive Bedingungen gewachsen, die namentlich bei einem ganz entscheidenden Mann liegen: Oberst Jürgen Schlase, Chef des Wehrbezirkskommandos. Der Oberst: „Schon seit einigen Jahren hat mich beschäftigt, daß die zahlenmäßig zunehmenden Verweigerer doch auf andere Art der Gesellschaft nützlich werden könnten. Auch im Sinne der Gerechtigkeit gegenüber den Wehrdienstleistenden. Seit 1987 wird das hier im Kommando diskutiert, offen, auch gegen ‚oben' vertreten, allerdings nicht unter diesem Namen. Allein der Begriff ‚Zivildienstgesetz' war verpönt."

So folgte der Oberst, zwar mit gemischten Gefühlen, aber dennoch aufgeschlossen, einer Einladung am 31. 11. 1989 ins Bezirkskrankenhaus, wo Verantwortliche des Krankenhauses, Pfarrer Bretschneider und ca. 25 „Verweigerer" sich zusammenfanden. Diese hatten zuvor mit Unterstützung der Krankenhaus-Kaderabteilung erreicht, daß ihre bisherigen Betriebe einem Delegierungsvertrag zum Krankenhaus zustimmten und somit rein rechtlich dem Projekt nichts mehr im Wege stand. Außer der Einberufungsbefehl, der einige von den jungen Männern tags darauf „zur Fahne" gerufen hätte. „Mit denen bin ich kurz mal vor die Tür gegangen, um ihnen den Befehl wieder abzunehmen", so der Oberst, „denn nur dieser hätte die Handhabe zur Inhaftierung gegeben." Die, wie schon bemerkt, seit Jahren nicht mehr zur Praxis gehört.

„Seitdem arbeiten der Pfarrer und ich ehrlich und offen zusammen", sagt der Oberst. Und der Pfarrer: „Ich bin froh, daß es zu dem Geprach gekommen ist, man entdeckt, der andere ist auch ein Mensch, der die Gesamtgesellschaft im Blick hat."

Und das alles verbindet sie alle irgendwo. Auch die jungen Männer. Dazu Carsten Nicolaus, Hausmeister im Filmtheater Ost, 24, eingesetzt als Träger: „Wir wollen uns nicht der Gesellschaft verweigern, sondern dem Militärdienst." Und Steffen Lemke ergänzt: „Ich habe mich gestoßen an solchen Formulierungen im Fahneneid wie ‚Verteidigung gegen die Feinde', oder ‚unbedingten Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten'. Feindbilder passen nicht mehr in unsere Zeit, und zu Gehorsam bin ich nur dem Herrn verpflichtet."

Vom demokratischen Umgang miteinander

Die intelligente Lösung? Happy end? Ich denke, keineswegs. Zu vieles ist noch offen. Zum Beispiel die Frage nach der Dauer des Zivildienstes. Soll sie gleich der des Wehrdienstes sein oder länger? Die Jugendlichen meinen, eine längere Dienstzeit sei ungerecht. Der Oberst meint, bei gleicher Dienstzeit gäbe es kaum noch Wehrpflichtige. Der Pfarrer ist für Kompromiß: Längere Dienstzeit ja, wenn dann kein Reservistenzivildienst mehr folgt. Ich würde gleiche Dienstzeit unterstützen, denn weder das Argument Schichtdienst bei der NVA noch das der höheren Belastung überzeugt mich für längere Zivildienstzeit. Das Argument, bei wahrlich reformierter Armee würde auch die Zahl der Verweigerer sinken, würde ich schon eher akzeptieren.

Unsere Dresdner Zivildienstleistenden fühlen sich da immer noch regelrecht übergangen. Deshalb zogen sie am 11. Januar zur Volkskammer, als das Gesetz zur ersten Lesung vorlag, um ihre Forderungen zu stellen. Bis heute (17. 1.) ist der Entwurf nicht im Wortlaut veröffentlicht.

„Die oben" verhandeln immer noch hinter mehr oder weniger verschlossenen Türen. Nicht so in unserem Beispiel. Da ist der erste Kontakt zwischen Oberst und Pfarrer verheißungsvoll, ein Anfang. Pfarrer Bretschneider nennt die Einführung des Zivildienstes einen ersten Schritt. Folgen sollte die Abschaffung des Wehrdienstes überhaupt, die Reduzierung der Armee auf ein Minimalniveau. Oberst Schlase verrät, noch hinter vorgehaltener Hand, er habe einen Mitarbeiter beauftragt, in der naheliegenden Militärbibliothek Quellen zu studieren, die sich mit Militärseelsorge in kapitalistischen Armeen beschäftigen. Dabei, so sagt er, seien dem Mitarbeiter Leute aufgefallen, die sich mit Problemen von Milizarmeen oder von Berufsarmeen beschäftigen ...

Wolfram Spiller, Zivildienstleistender, Fahrzeugschlosser, 21, meint dazu: „Eine Militärreform, die nur neues, besseres Militär schaffen soll, ist keine Reform." Von heute auf morgen sei zwar keine Armee abzuschaffen, aber eine wirkliche Reform könne nur das Fernziel Entmilitarisierung haben. Als Anfang in beiden deutschen Staaten. Da wäre noch einiges geschichtliches Erbe abzutragen ...

Ich denke, darüber sollte man ernsthaft nachdenken.



Denn von Zion kommt
die Weisung des Herrn,/
aus Jerusalem sein Wort.
Er spricht Recht
im Streit der Völker,/
er weist viele
Nationen zurecht.
Dann schmieden sie
Pflugscharen aus
ihren Schwertern/
und Winzermesser
aus ihren Lanzen.
Man zieht nicht mehr
das Schwert,
Volk gegen Volk,/
und übt nicht mehr
für den Krieg.

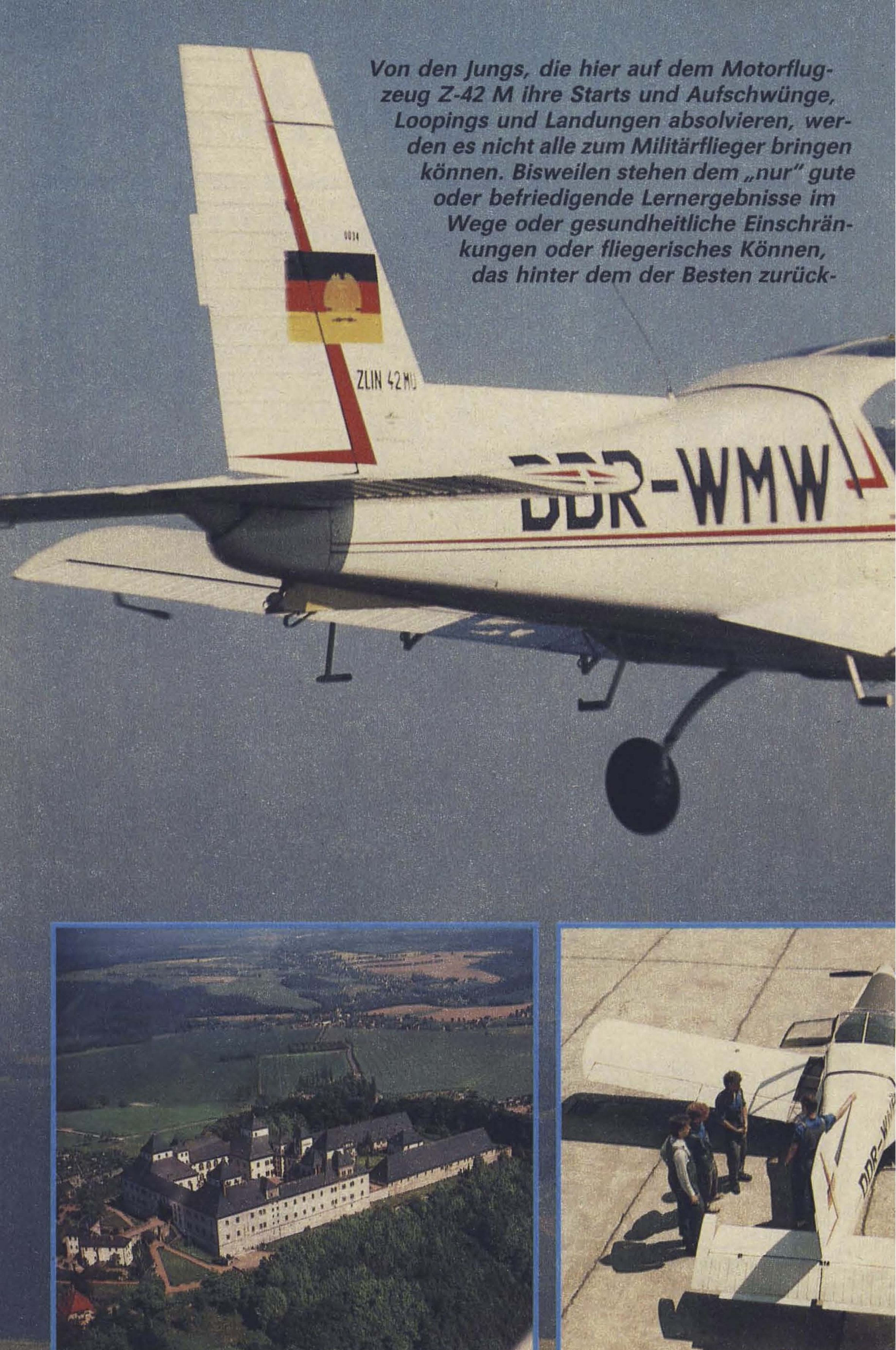
(Die Heilige Schrift des Alten Bundes – das Buch Jesaja, 2.3/2.4.)

Text: Major Harald Mühle
Bild: Manfred Uhlenhut

Jule Neigel



Bild: Jean Molitor



Von den Jungs, die hier auf dem Motorflugzeug Z-42 M ihre Starts und Aufschwünge, Loopings und Landungen absolvieren, werden es nicht alle zum Militärflieger bringen können. Bisweilen stehen dem „nur" gute oder befriedigende Lernergebnisse im Wege oder gesundheitliche Einschränkungen oder fliegerisches Können, das hinter dem der Besten zurück-

steht, oder – der konkrete Bedarf der NVA. Es sind Zeichen der Truppenreduzierung gesetzt, von denen auch künftige Militärflieger nicht ausgeschlossen werden können. Weil letztlich allein Leistung darüber entscheidet, für wen sich nahtlos der Übergang vom Freizeitsport zum militärischen Beruf vollzieht, wird das fliegerische Abschlußexamen auf der Z-42 zur

Gesellenprüfung für die „MiG"





„Torsten will unbedingt Flugzeugführer werden", unterstreicht Klassenlehrerin Anke Dömel, was mir andere ihrer Schüler nicht minder deutlich zu verstehen gegeben haben. Die junge Frau ist aus dem nahen Karl-Marx-Stadt an die Fliegerschule nach Jahnsdorf gekommen, um ihre Jungs bei der fliegerischen Abschlußüberprüfung zu sehen. Warum aber bei Torsten Kästner dieses „Unbedingt"?

Betriebsunfälle eines Stuntmans

„Torsten fehlte 382 Stunden im Unterricht durch Krankheit", erklärt sie. „Wir hatten schon erwogen, ihn erst 1990 seinen Abschluß machen zu lassen, aber jedesmal hat er sich wieder rangearbeitet." – So oft krank – reicht's da gesundheitlich überhaupt zum Militärflieger?

Dazu muß man wissen, was das für „Krankheiten" waren. Torsten ist nämlich ein Luftikus, ein Filou, ein Draufgänger und manches Mal eben auch noch ein großes Kind. Seine Kranktage hören sich an wie Betriebsunfälle eines Stuntmans. Ein Karateschlag sollte einem in den Schraubstock eingespannten Besenstiel den Garaus machen – was splitterte, war der Handwurzelknochen ... Eine verschlossene Tür sollte im Sprunge genommen werden – das traf die Schulter ...

Inzwischen hat sich der 20jährige die Hörner ein bißchen abgestoßen, hat sich beherrschen gelernt, hat wie die anderen durchgezogen, was bei der Berufsausbildung mit Abitur bewältigt werden mußte. Und das war nicht wenig. Mir lag schon mal auf der Zunge, ihn oder einen anderen nach den Freizeitvergnügungen zu befragen. Ich ließ es bleiben, als ich erfahren hatte, daß sie erst wenige Wochen zuvor die Berufsausbildung als Maschinenbauer abgeschlossen, die Fahrerlaubnis für LKW erworben, sich auf das schriftliche und mündliche Abitur vorbereitet hatten und nun unter die Motorflugausbildung einen Schlußstrich ziehen wollten. Wofür soll da groß Zeit bleiben?



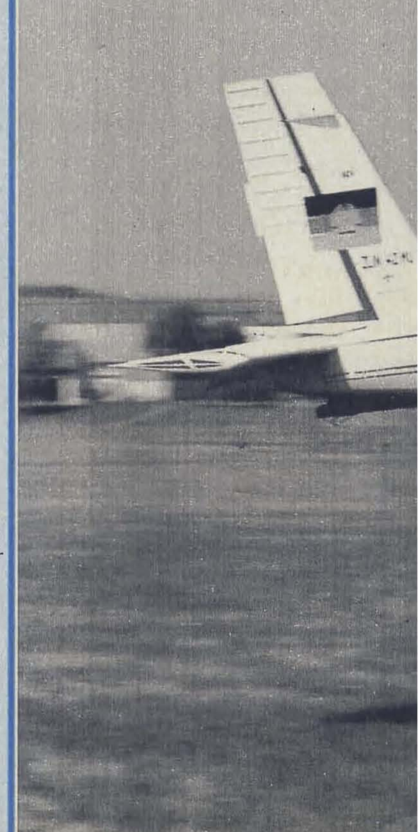
Beim Kabinentraining der Fluggruppe von Ingo Noack: Kerst Arnold auf dem Pilotensitz. Nach ihm trainieren Torsten Kästner, Thomas Kleint und Udo Zäumer (von links). Von Torsten möchte Klassenlehrerin Anke Dömel wissen, wie das Fliegen „läuft". Bei gut 150 Starts und Landungen hatte Flugleiter Heinz Krönert sicheren Überblick.

„Man muß von einem Tag auf den anderen umschalten können", charakterisiert Torsten Kästner die Situation. „Heute noch Abi-Vorbereitung, morgen schon Motorflugausbildung. Auf das eine wie das andere muß man sich ganz konzentrieren, sonst wird es nichts. Leerlauf ist da nicht drin."

Den Aero-Virus im Blut

Die Wege dieser 19-, 20jährigen zur Fliegerei gleichen sich sehr. Mal vom Zufall beeinflußt, mal bewußt gewollt, gerieten sie in den Bann dieser Art Fortbewegung. Und einmal erfaßt von der Faszination Fliegen, brannte das Feuer der Begeisterung von Mal zu Mal heller. Zu Zeitpunkten, da andere Eltern ihre Kinder bedrängten, Interesse für eventuelle berufliche Entwicklungsrichtungen erkennen zu lassen, waren viele Jungflieger bereits unheilbar infiziert mit dem Aero-Virus. Nur fliegen ist schöner! – diesen Ausschließlichkeitsanspruch halten alle die aufrecht, die aus der Vogelperspektive Landschaft, Wind und Sonne genossen haben. Ihre Motivation, Freizeitgenuß mit Beruf, noch dazu mit militärischem, zu verbinden, erwächst auch aus solcherart Ein-Sicht und über Jahre. Es ist die Entscheidung für einen außergewöhnlichen Beruf. Sinnvoll bleibt er nur, wenn er hilft, über friedliche Landschaft zu wachen.

Was schon die 14jährigen Segelflieger lernen und was bis zum MiG- oder Su- oder Mi-Flieger einen enormen inhaltlichen Wandel durchmacht, das ist: Fliegen fängt am Boden an. Was du am Boden nicht kannst, in der Luft begreifst du es nimmer. Nicht







unter dem geht die Flugvorbereitung ab.

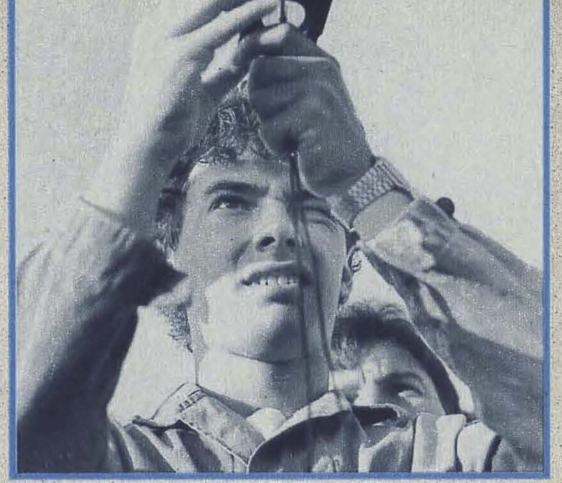
Im Zimmer von Fluglehrer Ingo Noack sitzen neben Torsten Kästner, Thomas Kleint und Kerst Arnold über ihren Flugvorbereitungen. Um zweierlei wird es gehen: Um eine Überprüfung in Elementen des Kunstfluges und um einen Streckenflug. Die handwerkliche Kleinarbeit dazu mit Lineal, Winkelmesser, Farbstiften, Uhr usw. verrät Wissen, Können und Übung. Äußerungen der Flugschüler entnehme ich, daß sie ihr Leistungsvermögen vor der Prüfung sehr selbstbewußt einschätzen. Zu selbstbewußt?

Verkrampft und enttäuscht

Nach Meinung der Klassenlehrerin ist Kerst Arnold einer der Besten an der Berufsschule, ein bißchen zu sehr in sich gekehrt vielleicht, mit zu geringer Ausstrahlung auf andere. Er meint: „Bei der Abschlußprüfung kann man das letzte Mal zeigen, was man in den vergangenen Jahren gelernt hat. Wir haben mit dem Fluglehrer jede Etappe des Streckenfluges durchgesprochen, den Aufbau der Kunstflugzone durchgespielt. Mehrmals bin ich noch mit dem Finger die Strecke auf der Karte ‚abgeflogen' und habe mir Orientierungspunkte eingeprägt. Ich denke, daß ich gut vorbereitet bin. Auch wenn ich wieder etwas aufgeregt sein werde, möchte ich versuchen, mit 1 abzuschließen."

Als Kerst später aus der Maschine klettert, ist er doch etwas „geklatscht". Seine Miene spricht Bände. Der Prüfende erinnert ihn daran, daß er mit 230, 240 km/h den Looping einfach nicht schaffen konnte. Der Abbruch war programmiert. Auf Anhieb nennt Kerst jene 270 km/h, die für dieses Element erforderlich sind. Und wieso dann erst der Versuch? Schweigen.





Fluglehrer Ingo Noack weiß aus langjähriger Erfahrung im Umgang mit Flugschülern und aus tausendstündiger Flugpraxis, daß ein dreiviertel Jahr Flugpause im Falle von Kerst alles andere als günstige Prüfungsbedingungen sind. Bereits acht Monate zuvor war er so weit, daß er alle fliegerischen Prüfungen hätte ablegen können. Doch da war gerade Lehrgangsschluß ... Die Rechnung wird Kerst nun aufgemacht. In den elf Spalten des Bewertungsprotokolls sind die Kreuzchen, die der Prüfende während des Fluges machen muß, des öfteren merklich nach rechts in den Bereich der Noten 3 und 5 gerutscht. Beim Looping. Beim „abgekippten" Aufschwung. Beim Ausleiten nach dem Trudeln. „Im Bemühen, alles bestens zu machen, ist Kerst verkrampft. Damit hat er sich wohl am meisten selber enttäuscht", sagt Ingo Noack. „Aber da muß er durch!"

Reicht ein guter Endspurt?

Bei Bernd Schuppan, dem 19jährigen Schneeberger, ist nicht zu übersehen, daß er zu einem ernsthaften Endspurt angesetzt hat, in der praktischen Ausbildung zumindest. Was seine Abi-Leistungen betrifft, da wird es für ihn schwer, wenn nicht unmöglich sein, noch aus dem Feuer zu reißen, was bislang mittels Fleiß und Energie ausgeblieben war: die guten Leistungen. In praktischen Sachen ist er einer der Besten. Fliegerisch zwischen 1 und 2, in der sportlichen Ausbildung fast glatt 1. Ich habe ihn und seine Gruppe auf einem 15-Kilometer-Eilmarsch „mit Einlagen" – dem zweiten Teil der Abschlußüberprüfung – begleitet. Ob beim Tauklettern, 3000-m-Lauf, Hangeln, Weitwerfen, Klimmziehen, Hindernisbahn-Laufen – alles Einsen. „Die Kondition dafür habe ich noch von zu Hause", sagt Bernd, „denn eigentlich wollte ich mal Offizier bei den Aufklärern werden, und da weiß ich von meinem Bruder, daß man vielseitig und sportlich sein muß." Bernd ist viel gelaufen, wöchentlich an die 20 Kilometer, plus Volkssportläufe, plus Rennsteiglauf über 45 Kilometer. Aber das nur einmal. Von den über 7000 Teilnehmern war er etwa 3000. geworden, aber mit „total breiten Füßen". Den Enthusiasmus des Vaters und des großen Bruders, sich immer wieder auf den Guts-Muths-Lauf vorzubereiten, hat er nicht. „Ich wollte mal dabeisein, wollte sehen, ob ich das durchstehe", sagt er. „Ich habe das geschafft, habe mein Lei-





In jeder Sekunde beim Überflug übers Erzgebirgsvorland – neue Reize fürs Auge und Entdeckungen ohne Zahl. Bernd Schuppan sorgt beim Eilmarsch seiner Gruppe neben dem Tempo auch für die richtige Marschrichtung. Der Teich ist klein, aber fein geeignet für das Hangeln übers „Schlappseil". Besonders „bergauf" hatte mancher der Jungen seine Mühe.

stungsvermögen erkundet, auch meine Willenskraft, und das reicht mir."

Ein schockierender Umstieg

Im Vergleich zu den anderen ist Thomas Kleint schon ein „alter Motorflieger". Und ein Enthusiast. Wann auch immer es möglich wird – und sei es für Stunden –, zieht es ihn nach Hause auf den Mockauer Segelflugplatz, zu seinem Motorsegler „Ogar".

Der „Ogar" macht runde 100 Sachen. Hier auf der „Zlin" sind's in der Regel 180. Umgestiegen auf die Z-42 ist er das erste Mal am 2. April 1987 mit einem Einweisungsflug. Mieses Wetter verzögerte den Ablauf, und Thomas mußte auch noch als Letzter starten. „Es war schockierend!" sagt er. „Diese winzigen Tragflächen im Vergleich zum Segler, gerade mal neun Meter Spannweite. Ich mußte sie fast suchen und fragte mich, wie so ein kleines Ding überhaupt fliegt."

Inzwischen weiß er natürlich längst an der „Z" zu schätzen, daß man nicht – wie beim Segelflugzeug – dauernd auf die Höhe sehen muß, sondern Ladedruck geben kann, und schon geht's wieder hoch.

„Aufgeschlagen" mit 'ner Drei

Den Flugschüler Alexander Thomas begleite ich als dritter Mann in der viersitzigen Kabine einer Z-43 auf seinem Streckenflug. „Vom Wetter her ist das ja fast eine Belobigung", versucht Fluglehrer Peter Strusny dem Augenblick vor dem Start ein wenig die Spannung zu nehmen. Alexander hat sich auf seine Armbanduhr mit schwarzem Filzstift die Startzeit notiert: 13:34 Uhr. Bei jedem Blick aufs Zifferblatt muß er sie sehen, denn schon mit pünktlichem Start steigt er in die Wertung ein. Um den Wettkampfcharakter stärker auszuprägen, werden Sekunden Verzögerung beim Start, nicht erkannte, ausgelegte Zeichen auf der Strecke, übersehene markante Bauwerke, nicht „auf den Punkt" ausgeführte Landungen mit Punktverlust bewertet.

In der Startphase wird mir klar, was Wind von 7 m/s aus 60 Grad bedeutet: Er schiebt uns ein Kissen unter, läßt uns Achterbahn schweben oder wie auf Glatteis schlittern. Höhe 500 Meter, Geschwindigkeit 180 km/h – über Stollberg, Schwarzenberg, Annaberg-Buchholz ... Und was für eine Sicht! Bei der Landung hat's dann den Anschein, als würde die rechte Tragfläche zuerst den Boden berühren. Das Austarieren gegen den böigen Wind hält bis kurz vorm Aufsetzen an. Mit kühnem Sprung „schlagen" wir auf. „Mist!" höre ich von Alexander.

„Für die Landung gibt's nur 'ne Drei", wertet Peter Strusny nach dem Ausrollen aus. „So, wie du das Gas rausreißt, hat die Maschine keinen Schub mehr. Sie geht zu schnell runter. Der Anflug war in Ordnung, aber auch da feinfühliger mit dem Gas, sonst ist der Geschwindigkeitsverlust zu groß."

Als nach 75 Doppelstarts mit elf Maschinen der letzte Flugschüler wohlbehalten gelandet ist, beginnt die Rechnerei. „Früher haben wir erst am nächsten Tag was in der Hand gehabt", sagt Fluglehrer Frank Georgi. „Jetzt schaufelt unser Kleincomputer, für den Jens Krause das Programm gemacht hat, alle Ergebnisse um, und keiner kann sagen, es wurde getrickst." Zum Abschluß des Lehrgangs werden acht Mann als Beste geehrt. Thomas Kleint, Torsten Kästner und Bernd Schuppan gehören dazu. Nach 1050 Ausbildungs- und rund 40 Flugstunden ist das der Abschied von der Z-42. Etwas nehmen diejenigen, die Militärflieger werden, mit an die Offiziershochschule: Von nun an begleitet sie Triebwerksgeräusch auf ihrem Berufsweg.

Text: Oberstleutnant Bernd Schilling
Bild: Manfred Uhlenhut
Luftbild-Nr. A 159/89



Naß, glitschig, geradezu halsbrecherisch war oft der Weg von einem Ortsteil zum anderen. Mit NVA-Hilfe ist das nun vorbei, denn es gibt

Eine Straße für Dolgenbrodt

Die gut 200 Einwohner zählende Gemeinde im Kreis Königs Wusterhausen war gar nicht so leicht zu finden, weder auf der Karte noch in Natura. Aber nicht der Drang nach Luft und Sonne wie die hier ansässigen Erholungsuchenden – rund zehnmal mehr als eigentliche Dolgenbrodter – verschlug uns in diesen abgelegenen Winkel zwischen Langem und Dolgensee.

Eine Woche lang hatte hier nämlich auch die Straßenbaukompanie von Oberleutnant Bauch Quartier gemacht. Besser gesagt, sind die Pioniere mit ihren Zelten und der Straßenbautechnik im Wald untergezogen, dicht an dem einen Waldweg, der die beiden drei Kilometer auseinanderliegenden Siedlungen der Gemeinde verbindet. Ein Weg, den die Bürger nutzen müssen, um mit dem Fahrrad oder Moped die nächstgelegene Bushaltestelle zu erreichen. Dessen teils lehmiger Untergrund aber macht ihn nach Regenfällen schier unpassierbar. Da Abhilfe zu schaffen – soweit es das schmale Gemeindesäckl zuläßt, denn in Dolgenbrodt gibt es absolut keinen ortsansässigen Betrieb, den man um Unterstützung hätte bitten können –, haben sich die Straßenbaupioniere vorgenommen. Jedenfalls auf rund 600 Metern dieses Weges, „wo es bei Nässe am meisten glitscht", wie Bürgermeisterin Ute Preißler





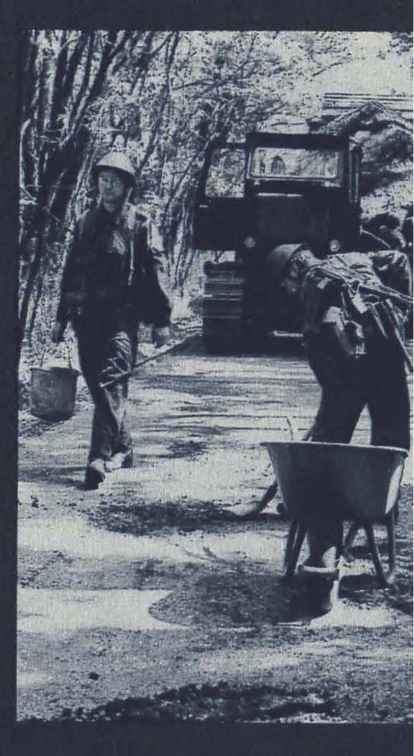
Auf dem Bagger Soldat Bock



sagt. Noch kein Jahr in diesem Amt, hat sie es durch viel persönliches Engagement geschafft, dieses erste größere Projekt „anzuschieben". Immerhin schlägt der Straßenbau mit über 40 000 Mark zu Buche; Mittel, die ausschließlich aus Pacht und Steuern aufgebracht wurden. „Mehr war beim besten Willen nicht zusammenzubringen", versichert die freundlich-resolute Frau so um die vierzig, und ist froh, daß sie in den Soldaten der NVA verständnisvolle Partner gefunden hat. Während sie uns dies bei einer Tasse Kaffee in ihrer Amtsstube erzählt, wird auf dem Parkplatz vor dem Rat der Gemeinde der Riesenberg Mineralbeton ständig kleiner.

Dieser neue Baustoff besteht aus klassifizierter, also auf eine bestimmte Korngröße zermahlener Stahlwerkschlacke, die aus Brandenburg hierhergebracht wurde. „Dem Mineralbeton braucht man keinen Zement unterzumischen", erklärt mir Major Baumann. Er ist Arbeitsgruppenleiter Baudurchführung/Baustellenkontrolle des Truppenteils. In Festigkeit, Widerstandsfähigkeit und auch bei der Verarbeitung im Straßenbau gleiche er dennoch dem Magerbeton. Überall dort, wo es im militärischen und im Straßenbau überhaupt möglich sei, setzten sie in letzter Zeit immer mehr Mineralbeton ein, um den volkswirtschaftlich wichtigen Rohstoff Zement für andere Bauvorhaben wie den Wohnungsbau einzusparen. Allerdings habe der neue Straßenbelag gegenüber dem herkömmlichen eine größere Wichte. Und das bekommt auch Soldat Thomas Bock auf seinem Bagger, einem T-174/2, zu spüren. Denn der schaukelt ganz schön, wenn der volle Greifer am Lastarm schwingt. Der 25jährige saß zu Hause in Karl-Marx-Stadt auch auf solch einem Mobilbagger und fühlte sich darum – obwohl er ihn erst kürzlich übernommen hat – auf diesem gleich heimisch. Genau, wie in der Truppe, zu der er eingezogen wurde: „Es ist hier ganz anders, als man so hört", sagt er nach erst fünf Wochen Armeezeit. „Man spürt, daß die Vorgesetzten und wir das gleiche Ziel verfolgen – Termin und Qualität. Dafür nehm ich auch mal 'ne Schippe in die Hand, wenn's gebraucht wird."

Sieben Minuten benötigt Thomas Bock, um jeden der zwei KrAZ 256 B mit 20 Greiferfüllungen zu beladen. Unter dieser Last auf der Mulde geht der robuste Hinterkipper von Soldat Schmidt scheinbar etwas in die Knie. Aber auf die Frage, ob der Kipper nicht überladen sei, antwortet der Berufskraftfahrer vom Chemiehandel Halle: „Überladen? Ist doch für 12 Tonnen ausgelegt." Auch Michael Schmidt erwarb nach seiner Einberufung und der militärischen Grundausbildung nur noch die Typenberechtigung für Militärfahrzeuge in einem Kurzlehrgang. Denn er bringt ein Großteil Erfahrung mit in die Kompanie, fährt nämlich in Halle je nachdem Bus oder Kipper,





Die Richtung stimmt für Soldat Bergemann

arbeitet als Schlosser und macht „alles, was anfällt". Die Routine sieht man ihm an, wenn der 31jährige Vater von zwei Kindern die 24 Tonnen Gesamtmasse auf der Strecke zwischen Beladeplatz und Baustelle durch den Wald schaukelt, wo zwischen KrAZ und Kiefernstämme oft keine Handbreite mehr paßt. Manchmal bis 12 Stunden sind unablässig Aufmerksamkeit und Konzentration gefragt. Denn eng geht es auch zu, wenn er die Fuhre rückwärts zwischen die die geplante Straßenbreite absteckenden Pflöcke bugsiert. Da fliegen förmlich seine Augen zwischen den beiden Außenspiegeln und den Einweisern hin und her. Beim Schütten dann kommt es darauf an, daß immer die richtige Menge von der Mulde rutscht. „Gar nicht so einfach mit dieser Technik", sagt der Fachmann. „Aber wird es zuviel auf einmal, müssen die Jungs mit der Schippe soviel nacharbeiten. Auch die Planierraupe braucht länger. Und schließlich wollen wir ja unseren Termin halten. Freitag ist Pumpe."





Das hatten die Soldaten der Straßenbaukompanie, noch bevor sie ins Feldlager zogen, ihrem Regimentskommandeur und der Bürgermeisterin in die Hand versprochen: Freitag habt ihr den Weg.

Oberleutnant Bauch kann schon einen Tag vorher absehen, daß sie – wenn die Technik durchhält – ihr Soldatenwort einlösen werden, denn: „Es ist den Leuten anzumerken, daß sie mit Leib und Seele dabei sind, diese Art der Gefechtsausbildung ihnen zum Teil sogar Spaß macht, weil es etwas für die Bevölkerung bringt. Immerhin, in dieser Form – den ersten Baueinsatz mit einem Feldlager zu verbinden – haben wir die Ausbildung bisher noch nicht durchgeführt." Der Oberleutnant, seit drei Jahren Kompaniechef, habe aber so bessere Möglichkeiten, die ohnehin knappe Zeit für die allgemeinmilitärischen Dinge intensiver zu nutzen. Und wenn man sich das gut abgetarnte, exakt ausgerichtete Zeltgeviert des Feldlagers ansieht, kann man den Straßenbaupionieren ein gewisses Talent zum Zeltstadtbau nicht absprechen. Gleichsam gewissenhaft gehen sie auch auf der Baustelle zu Werke. Mit Meßlatte und Gliedermaßstab wird die künftige Belaghöhe festgelegt und durch Schnüre zwischen den Pflöcken markiert – 20 Zentimeter mit einem seitlichen Gefälle von vier Prozent, damit Regen- oder Tauwasser ablaufen kann. Voraussetzungen dafür, daß diese Werte eingehalten werden, schafft Soldat Hitler mit seiner wendigen Planierraupe S 651, einem Flachbagger auf Raupenfahrwerk.

Bei ihm, der wie alle hier tätigen Soldaten erstmals im militärischen Straßenbaueinsatz ist, findet man den Kompaniechef auffallend oft. Ist der doch in seiner Dienststellung unter anderem auch verantwortlich für das Einhalten der vorgeschriebenen Technologie beim Bau, den Materialeinsatz und natürlich für die Einhaltung der Qualitätsanforderungen. „Exakt und gründlich von Grund auf – gerade beim Straßenbau kommt es darauf besonders an. Sonst sind



KrAZ-Fahrkünstler
Soldat Schmidt





Spurrinnen, Absenkungen oder Schlaglöcher schon vorprogrammiert."

Davon kann Andreas Bauch auch als privater Autofahrer ein Lied singen. Meist liege es daran, daß schon bei der Vorbereitung des Gründungsplanums nicht ordentlich planiert, es nicht richtig verdichtet oder nicht eben genug gearbeitet wurde. „Ökonomisch ist es einfach nicht vertretbar, wenn Unebenheiten im Planum mit hochwertigem Belagmaterial, was auch nur begrenzt zur Verfügung steht, bedenkenlos ausgeglichen werden!", kann sich der Oberleutnant richtig ereifern.

Logisch, denn „was zu stark ist, fehlt in der Länge." Und so folgt er bei der Ausbildung seiner Soldaten konsequent dem nicht immer bequemen Grundsatz: „Was man den Leuten heute richtig beibringt, muß man später nicht ausmerzen." Darum also sein ganz spezielles Interesse für das Planum.

Auf ganz andere Art für Druck sorgt Soldat Bonitz. Nämlich da, wo Soldat Hitler auf dem von ihm gearbeiteten Planum inzwischen den Mineralbeton breitgeschoben hat, sitzt er auf seiner SVTW-30. Mit dieser Schwing-Vibrations-Tandemwalze verdichtet der Soldat den Einbau und glättet die Straßendecke. Fünfmal fährt er zu diesem Zweck über jeden Zentimeter Straße, beim ersten und letzten Mal ohne und dazwischen mit eingeschalteter Vibration. Eigentlich sind es sogar zehnmal. Denn vorgeschrieben ist jeweils eine halbe Überdeckung der vorher gewalzten Bahn. Das aber immer parallel zur Achse, was durchaus kein einfaches Unterfangen darstellt, denn schließlich läßt sich so ein 30-Tonnen-Walzengefährt nicht wie ein Auto lenken.

Aber nur so wächst Meter für Meter das grauschwarze, vier Meter breite Wegband durch den Mischwald zwischen Dolgenbrodt und der Siedlung Bindow. Für deren Einwohner und Gäste dürften damit die Rutschpartien auf nassem Lehm der Vergangenheit angehören, mindestens für die nächsten 10 bis 15 Jahre. Dies jedenfalls garantieren die Soldaten und Unteroffiziere aus der Kompanie von Oberleutnant Bauch. Für sie alle ist das Feldlager in Dolgenbrodt eben nicht nur schlechthin eine Ausbildungsmaßnahme in Vorbereitung auf ihren weiteren Einsatz an Schwerpunkten in der Volkswirtschaft unseres Landes.

Text: Oberstleutnant Ulrich Fink
Bild: Manfred Uhlenhut

• **Das Pentagon** will davon abgehen, ständig eine Kommandozentrale für den Nuklearkrieg in der Luft zu halten, meldete die „New York Times". Unter der Bezeichnung „Looking Glass" hat das Strategische Luftwaffenkommando seit 1961 immer einen Befehlsstab unter Leitung eines Generals in der Luft. Dieser soll bei Handlungsunfähigkeit der politischen Führung des Landes infolge eines Atomkrieges den Oberbefehl über die USA-Streitkräfte übernehmen. Geplant ist nun, fliegende Gefechtsstände am Boden in Alarmbereitschaft zu halten und mehrmals wöchentich aufsteigen zu lassen. Dadurch würden jährlich 20 Millionen Dollar eingespart.

• **Gegen eine Reduzierung** der Bundeswehr hat sich NATO-Generalsekretär Wörner in einem Interview mit der Illustrierten „Quick" ausgesprochen. „Ich rate dringend ab, Abrüstungsverhandlungen vorzugreifen und angesichts von Risiken und Unstabilität eines Umwälzungsprozesses solche Entscheidungen zu treffen", sagte er. Der Westen sei nach wie vor „militärisch schwächer". Es wäre deshalb sinnvoll, mit aller Kraft auf Abrüstungsverhandlungen mit der UdSSR hinzuarbeiten.

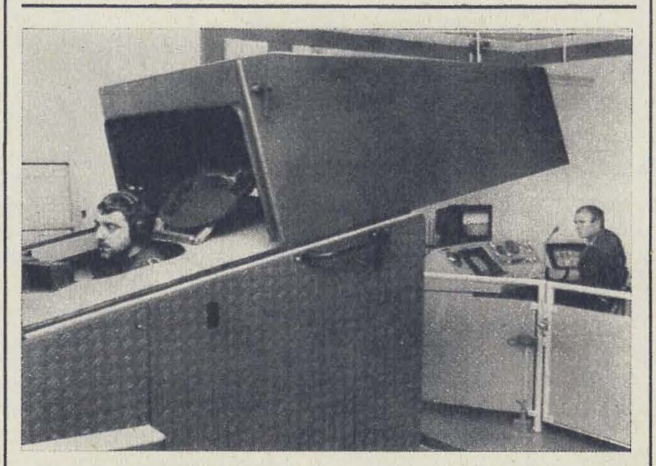
• **Die USA** wollen laut Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" in diesem Sommer rund 7000 Tonnen tödliche Kampfstoffe VX und Sarin mit Lastwagen und Güterzügen quer durch die BRD transportieren. Nach geheimen Plänen sollen die C-Waffen von einem Giftgaslager in Rodalben (Rheinland-Pfalz) mit Lkw-Konvois in das US-Munitionsdepot Miesau bei Landstuhl gebracht, auf Güterzüge umgeladen, nach Nordenham transportiert und von dort per Schiff zu einer Inselgruppe im Pazifik verfrachtet werden, wo sie verbrannt werden sollen. Für den Straßentransport sind mindestens 25 Konvois mit je etwa 80 Fahrzeugen geplant, die von jeweils 1000 Polizisten gesichert werden. Nach Berechnungen von Experten würde das Giftgas, sollte es durch Sabotage oder einen Unfall freigesetzt werden, noch im Umkreis bis zu 30 Kilometern tödlich wirken.

• **Die Bonner Hardthöhe** verabschiedete einen neuen Reiseerlaß für die Bundeswehr, nachdem das Bundeskabinett Reiseerleichterungen für den öffentlichen Dienst beschlossen hatte. Nunmehr dürfen auch Soldaten und zivile Mitarbeiter der Bundeswehr ohne förmliches Genehmigungsverfahren in Länder des Warschauer Vertrages reisen. Eingeschlossen sind alle Geheimnisträger bis zur Stufe „Streng geheim", die eine solche Reise jedoch anzeigen müssen.

• **Frankreich** hat es erneut abgelehnt, seine Atomstreitmacht in den Abrüstungsprozeß einzubeziehen. Staatspräsident Mitterand meinte in einem Rundfunk- und Fernsehinterview, nur grundlegende, von ihm jedoch nicht näher beschriebene Veränderungen könnten dazu führen, eine Reduzierung zu erwägen. Auch Verteidigungsminister Chevènement schloß einen solchen Schritt aus. Den von Oppositionspolitikern geforderten Verzicht auf die prä-strategischen Hades-Atomraketen, die aufgrund ihrer Reichweite deutschen Boden träfen, wies Chevènement ebenfalls zurück mit dem Argument, diese Waffe sei für die Glaubwürdigkeit der französischen Abschreckungsdoktrin unverzichtbar.

• **USA-Präsident Bush** hat bis Ende November vergangenen Jahres öffentlich wiederholt behauptet, die UdSSR steigere weiterhin ihre Rüstungsausgaben, obwohl er sowie sein Stellvertreter Quayle und Verteidigungsminister Cheney bereits seit Mai 1989 vom Gegenteil informiert waren. Nach einem Bericht der „Washington Post" lag dem Präsidenten zu diesem Zeitpunkt ein 26-Seiten-Bericht des Pentagon vor, den er bei seinem Amtsantritt selbst angefordert hatte. Daraus gehe hervor, daß die Sowjetunion erstmals seit 20 Jahren ihren Rüstungshaushalt abbaue. „Die USA könnten Gelegenheit bekommen, fundamentale Veränderungen in ihrer Verteidigungsstrategie vorzunehmen", schließt der Bericht. Trotz besseren Wissens hätten Bush, Quayle und Cheney weiterhin von steigenden sowjetischen Rüstungsausgaben gesprochen, um den Kongreß zur Annahme des neuen US-Rüstungsetats zu bewegen, schrieb die „Post".

• **Eine Verifikationsgruppe** der Bundeswehr für konventionelle Abrüstung soll im April ihre Tätigkeit aufnehmen. Nach ihrem endgültigen Aufbau würden der Gruppe laut „Die Welt" rund 500 Soldaten und 100 zivile Mitarbeiter angehören. Sie soll sich in fünf Abteilungen gliedern, zu denen auch ein Lagezentrum, eine Datenbank und eine Auswertung gehören. Zur Vorbereitung wurden Fremdsprachen gelehrt und Kenntnisse über östliche Waffensysteme vermittelt.



In Straubing (BRD) vorgestellt: Fahrschul-Simulator zur Ausbildung von Panzerfahrern der Bundeswehr – ein Gerät, dessen Stückpreis mit 22 Millionen D-Mark angegeben worden ist.

In einem Satz

Erfolgreich erprobt haben die USA und die UdSSR ihr Frühwarnsystem zur Verhinderung militärischer Zwischenfälle in der Beringstraße und im Mittelmeer, wozu Flugzeuge beider Seiten in den Luftraum der anderen Seite eindrangen, um die dafür vereinbarten Verfahren für gegenseitige Funkkontakte zu trainieren.

In Dienst gestellt wurde das Flottendienstboot „Alster" der BRD-Bundesmarine im Marinestützpunkt Flensburg-Mürwik, das zur optischen und technischen Aufklärung hauptsächlich in der Ostsee eingesetzt wird.

Ausgesprochen hat sich der japanische Premierminister Kaifu für die Fortsetzung der militärischen Zusammenarbeit seines Landes mit den USA, aber auch für konkrete vertrauensfördernde Schritte Japans gegenüber der UdSSR.

Getestet werden vom USA-Heer Mikroben zum „Fressen" von Rückständen von TNT und anderen Sprengstoffen, die Nitrate, Nitrite, Zyanid und Metalle enthalten und durch die Mikroben kompostiert werden.

Gefordert hat der israelische Generalstab, den Militärhaushalt um umgerechnet 240 Millionen Mark zu erhöhen, damit die durch den Palästinenseraufstand in den israelisch besetzten Gebieten entstandenen Mehrausgaben gedeckt sind.

Beschäftigt mit dem Bau des strategischen Bombers B-2 der USA sind allein bei Northrop 12000, bei Boeing 10000 und bei LTV 4000 Arbeitskräfte.

Umgebaut werden soll das wegen zu hoher Modernisierungskosten ausgemusterte Schulschiff „Deutschland" der BRD-Bundesmarine in ein Museum mit angegliedertem Luxushotel.

Text: Gregor Köhler
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

Friedensangst?

Die Sowjetunion brachte es auf den Punkt: Bis zum Jahr 2000 will sie alle ihre im Ausland stationierten Soldaten zurückziehen. Und das sind nicht wenige, denn mit 627500 bezifferte sie der sowjetische Generalstab. Ein Schritt des Ostens also, gewichtig genug, um sein Pendant zu finden. Statt dessen ist vom Westen zu hören, er sei wirtschaftlich noch nicht für die Folgen eines Rüstungsabbaus gewappnet. Offen redet man einer „Angst vor dem Frieden" das Wort oder bedauert zumindest das Schwinden des „bequemen" Status quo, der über vierzig Jahre niemanden zwang, sich über künftige Entwicklungen einen Kopf zu machen. Sogar die „großen Sorgen" der amerikanischen Rüstungsindustrie über die Folgen einer Umstrukturierung auf zivile Technik werden wiederbelebt. Als gäbe es diese Probleme nicht auch in den zudem ökonomisch weit schwächeren Ländern des Warschauer Vertrages. „Sind die USA wirklich darauf vorbereitet, die von ihnen angekündigten 30000 Soldaten und ihre in Westeuropa lebenden Familienangehörigen in den durch Staatsschulden hochbelasteten Zivilsektor zu überführen?" fragte die Frankfurter Allgemeine Zeitung.



Wie gesagt – auf USA-Seite geht es lediglich um 30000 Soldaten. Und schon dies allein scheint für die Vereinigten Staaten schrecklich zu sein. „Hunderte amerikanische Firmen, die direkt oder indirekt für die Verteidigung arbeiten, Milliarden Dollar an Gewinnen und Zehntausende von Arbeitsstellen werden verschwinden", orakelt die FAZ. „Bislang sind 60 Prozent des amerikanischen Verteidigungshaushaltes von jährlich 300 Milliarden Dollar für den Schutz Westeuropas bestimmt. Für jede Milliarde Dollar, die an Rüstungsvorhaben des Pentagons gekürzt werden, gehen in der Industrie fast 30000 Arbeitsplätze verloren". Also ist die Abrüstung ein Popanz, der soziale Not im Rucksack trägt? Oder will vielmehr die noch allmächtige Lobby sich nicht doch eine hochgetourte, weil lukrative Rüstungsindustrie erhalten? Fragen, die nicht allzu schwer zu beantworten sind. Überschlagen sich doch schon seit längerer Zeit im US-Fernsehen Werbespots beim Anpreisen gewinnträchtiger Rüstungsprojekte. Dies, obwohl auch den USA und ihren Verbündeten längst klar geworden ist, daß Rüstungslasten wie zu Zeiten des kalten Krieges auch für sie angesichts der um sich greifenden Idee vom Europäischen Haus länger weder vertret- noch tragbar sind.

Eine Erkenntnis allerdings, die mit wohlklingenden Sprüchen allein nichts, aber auch gar nichts zu bewegen vermag.



Bild: Weinberg/Czudowski



Oberhofer Fünfmäderlhaus

Da lächeln sie uns, na eigentlich mehr sich gegenseitig, freundlich an, die fünf ASK-Langlaufmädchen, pardon: die jungen Damen. Im September vergangenen Jahres war es, als wir sie, bei noch hochsommerlichen Temperaturen, in Oberhof besuchten. Da schnallten sie sich natürlich keine Langlauflatten an, sondern sie drehten mit den Skirollern ihre Runden auf den Trainingspisten am Grenzadler.

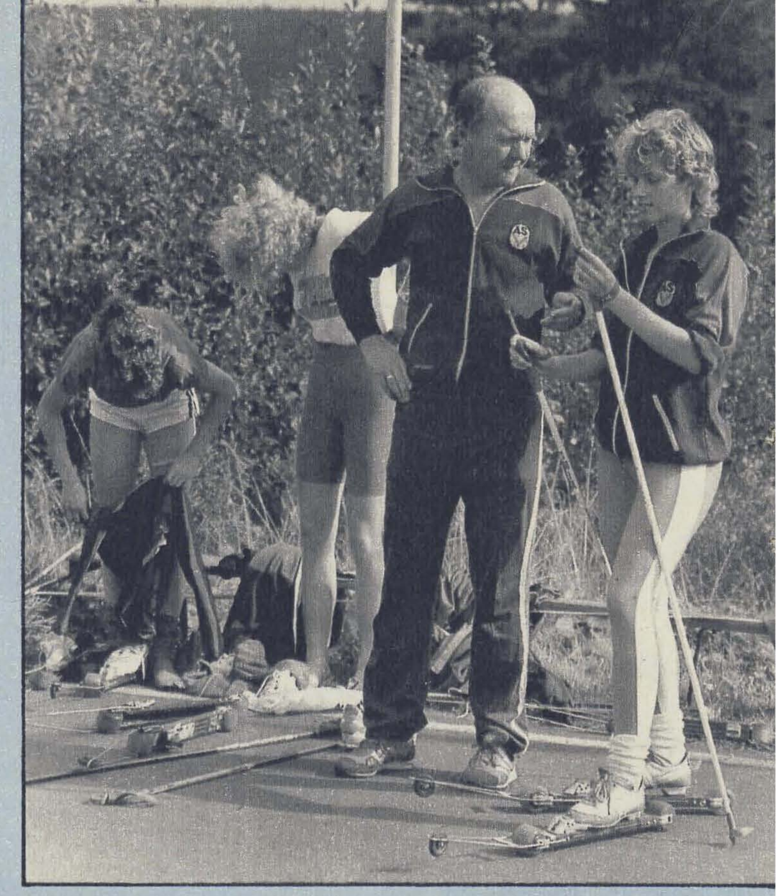
Allzu geübt im Umgang mit den Journalisten, die da so außer der Reihe kommen und immer etwas besonderes wollen, sind die zwischen 16 und 20 Jahre alten Sportlerinnen noch nicht. So sehr gut fanden sie es gar nicht, wenn der Bildreporter sie immer wieder ins Visier nahm und dann auch noch ein Extra-Lächeln verlangte. Aber letztlich trugen sie es mit Geduld, nett und aufgeschlossen. Wohler fühlten sie sich, verständlich, aber erst wieder, wenn sie im klassischen Diagonal- oder modernen Skatingschritt auf ihre Asphaltloipe gehen konnten. Da sind sie zu Hause, das tun sie mit Freude und Begeisterung am Laufen und natürlich mit klaren Leistungszielstellungen. Die beiden 16jährigen Katrin Apel und Steffi Kindt vor allem mit Blickrichtung Jugendwettkämpfe der Freundschaft, Gabi Heß und Claudia Bonsack, beide 18 Jahre

▲ *Gabi Heß auf dem Weg zum 2. Platz bei den internationalen Damen-Skirennen in Klingenthal-Mühlleiten.*

◄ *Jeanette Renner, Claudia Bonsack, Katrin Apel, Steffi Kindt, Gabi Heß (v. l.)*

alt, für einen Start bei den Juniorenweltmeisterschaften (beide Wettkämpfe sind allerdings bei Erscheinen dieses Heftes bereits Geschichte), während für die 20jährige Jeanette Renner internationale Damenskirennen in Falun und Lahti den Saisonhöhepunkt darstellen sollen.

Diese Jungmädchentruppe ist also angetreten, alte, gute Traditionen des Thüringer Skilanglaufes, der ja auch ASK-Tradition besitzt, neu zu beleben. Wenn von ASK-Skiläufern vergangener Jahre die Rede ist, dann natürlich vor allem von einem Mann, der zur Legende geworden ist: Gerhard Grimmer, heute als Klubvorsitzender auch Chef der Oberhofer Langlaufdamen, 1974 Doppelweltmeister, deshalb von den erfolggewohnten Skandinaviern zum „Skikönig von Falun" ernannt. Aber auch in der Geschichte der ASK-Damen findet man bekannte Namen: Sigrun Krause (heute Filbrich) lief 1976 in der DDR-Staffel, die bei Olympia Bronze holte. Dann Carola Anding (Jacob), die vier Jahre später in Lake Placid, ebenfalls in der 4×5-km-Staffel, sogar Olympiasiegerin wurde. Und







sicher darf man auch Petra Sölters WM-Bronzemedaille in der Staffel und Kerstin Morings 7. Rang über 20-km-Freistil bei den Olympischen Spielen 1988 in Calgary dazu rechnen.

Nun also ein ganz neuer, junger „Fünfer" beim ASK Oberhof. Ob es ein echter Fünfer werden wird, muß noch abgewartet werden.

Die Hoffnungsvollste von ihnen scheint im Moment die blonde, gertenschlanke Gabi Heß zu sein. 1988, mit sechzehn, holte sie erste internationale Erfolge – zweifache Juniorenweltmeisterin. In der vergangenen Saison sorgte sie aber auch bei den Erwachsenen für einiges Aufsehen. Es begann mit einem 2. Platz auf der 30-km-Freistilstrecke bei einer Weltcup-Veranstaltung, den traditionellen Damenskirennen in Klingenthal-Mühlleiten. Vier Wochen später ließ sie bei den Weltmeisterschaften einen 9. Rang über 10 km Freistil folgen. Tolle Leistungen für das erst siebzehnjährige Mädchen im Kreise der Weltbesten. Sie selbst schätzt das aber durchaus nicht euphorisch, sondern eher sachlich-nüchtern ein: „Ich bin ja noch Juniorin und sehe deshalb vorerst auch vor allem dort meine Ziele. Bei meiner Teilnahme bei den Großen ging's mir darum, Erfah-

rungen zu sammeln, mal die Atmosphäre kennenzulernen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich dabei so weit vorn landen könnte."

Trainer Gerold Köhler dagegen ist von seinem Schützling ziemlich überzeugt: „Gabi ist ein echtes Talent, sie kann einmal eine wirklich Große werden." Das meint er nicht bloß wegen ihrer Veranlagung für das Skilaufen, „für die Freistiltechnik ganz besonders, obwohl sie durchaus auch den klassischen Laufstil beherrscht." Gerold Köhler setzt besonders deshalb auf sie, „weil sie ihr Talent mit einer vorbildlichen Leistungssporteinstellung verbindet." Und er erklärt auch, was er darunter versteht: „Gabi ist enorm zielstrebig und ehrgeizig. Sie arbeitet im Training hundertprozentig mit, man kann sich stets auf sie verlassen. Sie ist eigentlich ein ganz normales Mädchen, aufgeschlossen und bescheiden, manchmal vielleicht ein bißchen zu ruhig, sie könnte durchaus mal etwas mehr aus sich herausgehen. Aber was soll's, so ist sie nun mal." Warum auch nicht. Für den Ausgleich in der Trainingsgruppe sorgt dann meist ihre Freundin Claudia Bonsack, die als Stimmungsmacherin der Truppe gilt. Sportlich haben sich die beiden in den gemeinsamen Jahren beim ASK immer gegenseitig vorwärts getrieben. Stets liefen sie in ihren Altersklassen in der DDR-Spitze mit. Auch für Claudia war die 89er Saison die bisher erfolgreichste ihrer Laufbahn. Bei den Weltmeisterschaften lag sie mit ihrem 11. Platz ebenfalls mit im Vorderfeld; bei der großen Konkurrenz der Damen aus den skandinavischen Ländern, aus der UdSSR und der ČSSR eine tolle Leistung, auch sie war da ja immerhin erst siebzehn. Bei den DDR-Meisterschaften gewann sie zudem die 5 km klassisch, die 10 km Freistil und mit ihren ASK-Freundinnen Renner, Moring und Heß auch die Staffel.

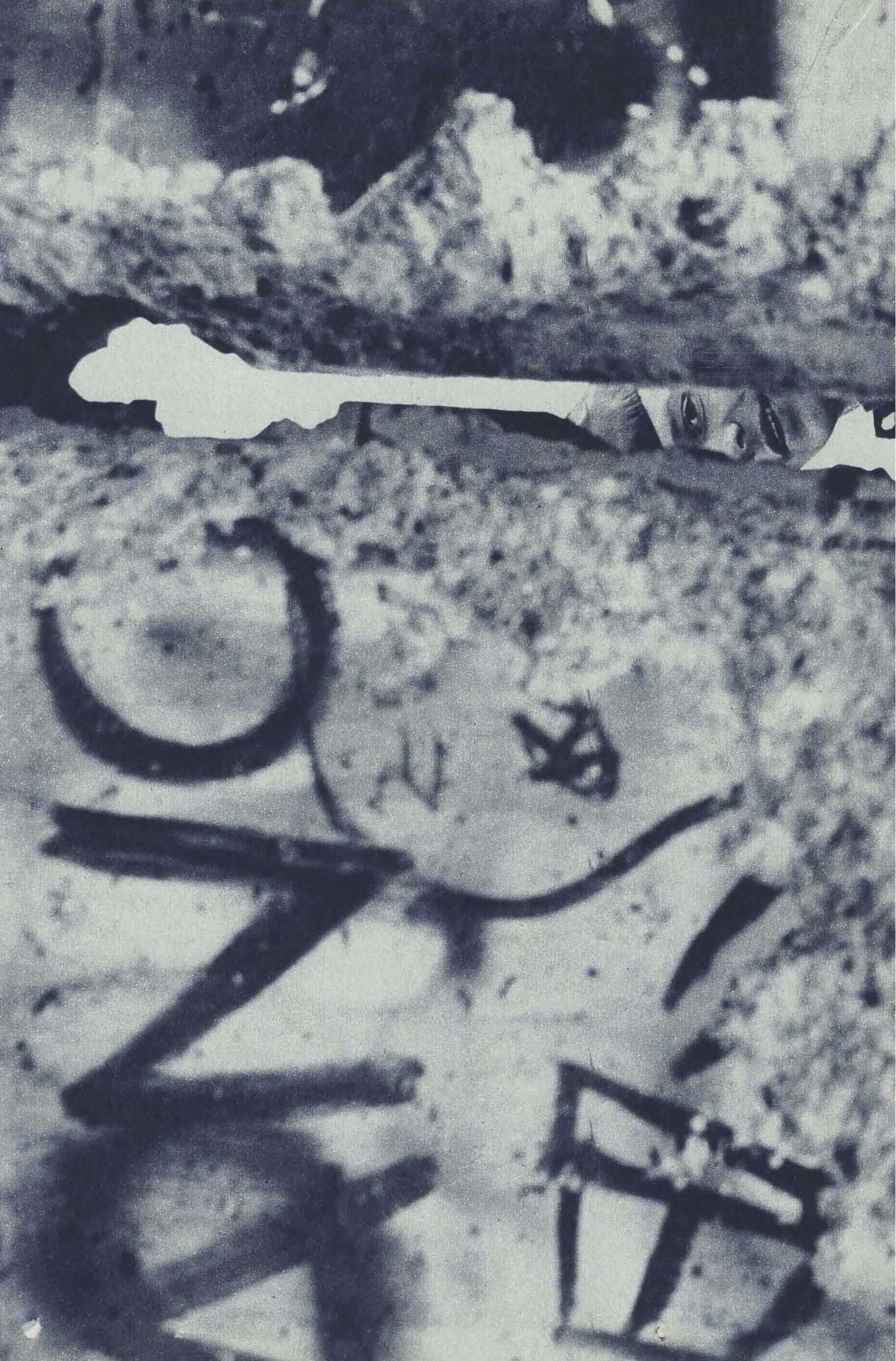
Gabi Heß übrigens kam erst auf einem kleinen Umweg zum Langlauf. So wie der Weg ihres Klubkameraden, des Biathlonweltmeisters Frank Luck vom Langlauf-Trainingszentrum zum Winterzweikampf führte, war ihre Entwicklung genau umgedreht. In ihrem Heimatort Tambach-Dietharz dominierte der Biathlonsport, da machte die kleine, sportbegeisterte Gabi eben bei den Jungen im TZ mit. Doch Damen-Biathlon stand damals in unserem Land noch nicht zur Debatte. Also wurde sie nach ihrer Delegierung zum ASK Oberhof Langläuferin, und wie man sieht, nicht die schlechteste. Inzwischen hat sie auch ihr Abitur geschafft und studiert Ökonomie des Binnenhandels. Für den Beruf hat das zielstrebige Mädchen also genau so klare Vorstellungen, und mit ihrem Fleiß und ihrer Zuverlässigkeit bringt sie Sport und Studium auch gut unter einen Hut.

Mit ihren Trainern Kuno Schreyl und Gerold Köhler verstehen sich die fünf Langlaufdamen ausgezeichnet, es besteht, wie es in unschönem Leistungssport-Deutsch heißt, ein gutes „Trainer-Sportler-Verhältnis". Wichtig ist, was damit gemeint ist: Sie wissen, einer kann sich auf den anderen verlassen, sie motivieren sich im Trainingsalltag gegenseitig und treiben einander an – im besten Sinne. Auch mal mit einem Scherz. Wie ja der Spaß bei solch jungen Mädchen ohnehin nicht zu kurz kommt. Hartes Training erfordert wohl Fleiß und Gewissenhaftigkeit, keinesfalls aber Verbissenheit. Gemeinsame Disko- oder Kinobesuche fördern zudem ihren Kollektivsinn. Am Ende eines Trainings- und Wettkampfabschnittes mal irgendwohin ins Grüne, ans Wasser zu fahren, mit Spaß und mit traditionellem Thüringer Rostbrätl- und Bratwurstgrillen die Saison locker ausklingen zu lassen, gehört bei den Wintersportlern bekanntlich zur Tradition. Und die wahren die ASK-Skiläuferinnen natürlich besonders gern. Ich wünsche den Fünf, daß sie auch die Erfolgstraditionen ihrer Vorgängerinnen im Oberhofer Klub weiterführen können.

Text: Günther Wirth
Bild: Manfred Uhlenhut
ADN-ZB/Thieme (1)

▼ ***Dankend angenommen von den Bauern der Brigade Kühndorf in der LPG Rohr: Wo die Kartoffelrodemaschine nicht hin kann, helfen junge Sportler vom ASK Oberhof, hier Gabi Heß, Katrin Apel, Trainer Gerold Köhler und Steffi Kindt (v. r.)***






ar
POSTER
Bild:

Übung im Umgang mit der Wahrheit

Stefan Heym schrieb seinen Roman „5 Tage im Juni" vor über dreißig Jahren. Wir alle kennen die Gründe, warum er erst jetzt, wohlfeil für 15,30 M, in der DDR zu haben ist. Stephan Hermlin bezeichnete dieses Buch als „die bis heute beste und gerechteste Darstellung der damaligen Ereignisse". Jahrzehntelang galt als einzig wahr, die Vorgänge um den 17. Juni 1953 seien ein konterrevolutionärer Putschversuch gewesen, angezettelt von den Kräften des Imperialismus. Ursachen, Hintergründe, Verlauf und Auswirkungen des Ereignisses wurden in der DDR schlichtweg totgeschwiegen, so wie alle Niederlagen, Widersprüche, Schwächen und Verbrechen.

Es ist aus unserer Geschichte aber nicht wegzuschwindeln, was damals losbrach in Berlin und in vielen Städten – Demonstrationen (damals!), Streiks, es brannten Häuser, Fahnen, Transparente, aus Fenstern geworfene Berge von Akten; Gewalt schlug los, Blut floß, es gab Tote, schließlich beendeten sowjetische Panzer das dramatische Geschehen.

Zu hohe Preise und gleichzeitige Erhöhung der Arbeitsnorm, aber nicht der Löhne hatten die Unzufriedenheit und Enttäuschung sehr vieler zum Sieden gebracht. Gleichzeitig blies man im Westen kräftig die schwelende Glut des kalten Krieges an. Schon im März 1952 erklärte der damalige Bundesminister für innerdeutsche Fragen, Jakob Kaiser: „Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß der Tag X rascher kommt, als Skeptiker zu hoffen wagen. Es ist unsere Aufgabe, für die Probleme bestmöglich vorbereitet zu sein. Der Generalstabsplan ist so gut wie fertig ..." (nachzulesen in Heyms Buch).

Stefan Heym entweiht die mystifizierenden Legenden und zerschlägt auch die Lügen, die sich um dieses Datum winden, indem er sich eines noch immer funktionstüchtigen Instrumentes der Marxisten bedient – der dialektischen Betrachtungsweise. Die Romanhandlung konzentriert sich auf die Vorgänge im VEB Merkur Berlin. Schon Tage vorher kündigt sich die Härte der kommenden Auseinandersetzung an. Der BGL-Vorsitzende Martin Witte weigert sich, die verlangten zehn Prozent Normerhöhung gegenüber seiner Belegschaft zu vertreten, zumal Partei und Regierung bereits etliche Maßnahmen für überspitzt erklärt und zurückgenommen hatten. Für Parteisekretär Banggartz aber, einen karrieregeilen Betonschädel, gilt nur, was das Politbüro beschließt, egal, was das ist. Er „verkörpert" die Partei, die Triebkraft, den Vortrupp der Massen. Seine Macht benutzt er gegen alle Vernunft und gegen die Arbeiter. Witte versucht zu verhindern, daß die gefährliche Normfrage zum Funken wird, der das Pulverfaß hochjagt. Auf

STEFAN HEYM
5 Tage im Juni
Roman

ihn hören die Arbeiter, auch die parteilosen. Sie kennen Witte, seit er als Dreher im Betrieb anfing. Man weiß, er hat das KZ Mauthausen überlebt, ist jetzt verwitwet, lebt allein in Untermiete. Und daß Witte nicht aus Karrieresucht Genosse geworden und daß er kein Heuchler und Opportunist ist, weiß man auch.

Auf Weisung des Parteisekretärs muß der Werkleiter Witte das Betreten des Betriebes verbieten. Auch die Staatssicherheit hat Witte im Auge. Aber dieser Mann beweist Zivilcourage und das, was man immer so flink Klassenstandpunkt genannt hat. Er ist Kommunist. Mit dieser Figur hat Heym das Bild eines lauteren, unbestechlichen, nicht käuflichen Kommunisten gezeichnet, von denen die Millionenpartei viele, viele in sich vereinte genauso wie viele, viele Kriecher, Feiglinge, Knechtsseelen, wie es dieser Banggartz ist. Von dem sagen die Arbeiter später, er sei längst nicht der Schlimmste gewesen. Das stimmt, wie wir heute wissen; ein Verbrecher war der nicht. Übrigens fällt der dann die Treppe 'rauf; Parteikarriere, aber klar doch.

Auch die anderen Figuren des Romans hat Heym kräftig konturiert. Zum Beispiel Heinz

Hofer, Sohn von Wittes Wirtin und eines abhanden gekommenen SS-Offiziers. Sohni hat sich in den Westen verkrochen und wartet nun auf seine Stunde, um sich eine Bonzenvilla nehmen zu können und für den roten Untermieter einen Laternenpfahl zu suchen. Sohni weiß, was kommt. Oder Gudrun Kasischke alias Goodie Cass, Westberlins begnadetste Stripperin, wohnhaft jedoch in einer Ost-Gartenlaube bei Fred Gadebusch, einem Arbeiter von Merkur. Der wieder hat dickste Kontakte zum Westen und läßt seine Geldgeber wissen, dieser Witte sei der gefährlichste Mann, den man kaltstellen müsse, wenn nötig, mit Gewalt. Mord war eingeplant. Er lauerte in den Reihen der eigenen Kollegen, und das nicht nur im VEB Merkur.

Stefan Heym zeigt, wie kompliziert die politische Lage war und wie schwer die Uneinigkeit der Arbeiter und ihr Irritiertsein wogen. Heym zeigt auch, mit welch raffinierten Mitteln der Westen den sogenannten Arbeiteraufstand inszenieren half. Geschichte, alles lange her. Aber in diesem Buch Sätze, die mir für heute, Dezember 89, geschrieben scheinen, so brandaktuell sind sie: „Arbeiter demonstrieren offensichtlich gegen die Regierung der Arbeiter – und wir sitzen da wie hypnotisiert, weil in keinem unserer Bücher steht, daß so etwas passieren kann." Oder der Arbeiter Kallmann: „Aus deiner Haut die großen schwarzen Limousinen mit den weißen Gardinchen, die Extraläden mit Extrawaren, die Extravillen mit Extrawachen in Extralandschaft." Oder: „Es wird viel von Schuld gesprochen werden in der nächsten Zeit, ... und manch einer wird sich verleiten lassen, die Schuld bei anderen zu suchen." Und: „Historisch gesehen ... ist es ein Glück, in



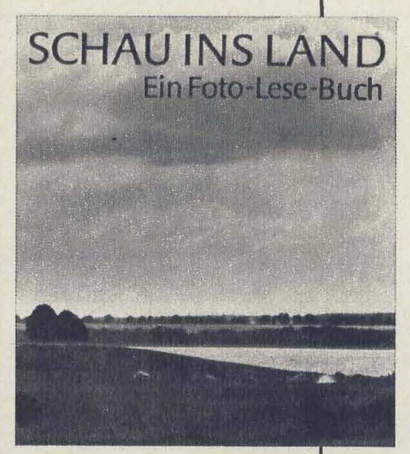
dieser Zeit zu leben. Bei uns ändert sich doch was."

Stefan Heyms Buch erschien im Buchverlag Der Morgen.



Vor 45 Jahren im Mai ging der furchtbarste aller bisherigen Kriege zu Ende. Fünfzig Millionen Tote. Wer weiß, wie viele Kinder unter den Verhungerten, Erfrorenen, Erschossenen, Verbrannten waren? Die überlebten, tragen die furchtbaren Erinnerungen durch ihr ganzes Leben, schon fünfundvierzig Friedensjahre lang. Ich will Euch auf ein ungewöhnliches Buch aufmerksam machen. Wir verdanken es der sowjetischen Journalistin Swetlana Alexijewitsch und dem Verlag Neues Leben, der es mit dem Titel „Die letzten Zeugen" herausbrachte. Diese Zeugen sind Kinder, die im Krieg zwischen zwei und vierzehn Jahren alt gewesen sind und heute überall in der Sowjetunion leben. Was sie als kleine Kinder erleiden mußten, ist so schrecklich wie der Krieg. Swetlana schrieb auf, woran sie sich erinnern. Es tut weh, das zu lesen, und es tut not. Weil wir nicht sorglos werden dürfen.





Günter Drommer, Lektor im Aufbau Verlag – er betreute Markus Wolfs „Troika" –, ist Herausgeber eines Foto-Lese-Buches, das er „Schau ins Land" nannte. Die Fotos sind schwarzweiß; schwarzweiße Bilder sind es nicht, und vielfarbig sind die Texte. Helga Königsdorf, Eva und Erwin Strittmatter, Rücker, Kahlau, Mensching, Braun, Christ und viele andere Literaten schrieben zu diesen Bildern. Idylle ist nicht beabsichtigt, wohl aber Wahrhaftigkeit und der offenkundige Wunsch, die Verbundenheit mit diesem Land und seinen selbstbewußten mündigen Bürgern möge zu spüren sein. Vielleicht leiht Ihr Euch das Buch aus (es kostet immerhin 45,– M), und nehmt Euch Zeit für Worte und Bilder. Beides fachte in mir Nachdenklichkeit und Selbstbefragung an. Ich wünschte, Euch geht es ähnlich.

Tschüß!

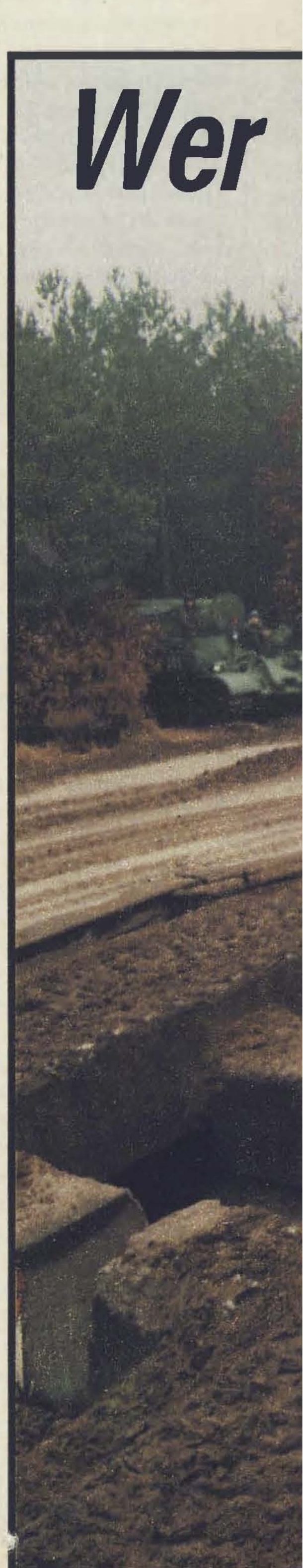
Eure Bibliothekarin

Text: Karin Matthées

Ein jeder wird für sich selber zu denken haben, und wer es nicht tut, wird nicht mehr als Kommunist gelten können.
Stefan Heym



Unteroffizier Salpeter (rechts) übergibt den Panzer an Soldat Wassiljew



Dieses Wetteifern um Divisionsmeisterehren hat sogar internationale Beteiligung. Polnische und sowjetische Panzerfahrer greifen in das Geschehen ein.

Daß sie einer separaten Gästewertung unterliegen ist nur gerecht. Die Waffenbrüder müssen im Schnelldurchlauf eine Typenschulung vom T-55 auf den T-72 machen – da liegen die Gänge anders, da sitzt der Fahrer in veränderter Position ... Es wäre unfair, zu vergleichen, was nicht vergleichbar ist.

Der Modus dieser NVA-Meisterschaft ist überschaubar. Zuerst aus jedem Zug, dann jeder Kompanie usw. wird der jeweils beste Könner ermittelt. Nicht durch zusätzliche Prüfungen, sondern entsprechend den Aufgaben, die ohnehin von allen zu lösen sind. Bis letztlich einer je Regiment an der Ablauflinie steht. Es sind ausnahmslos Unteroffiziere mit reichlicher Fahrpraxis, die sich bis hierher durchschlagen. Anfängern fehlt die Cleverneß, die einzig durch Umgang mit der Technik ausgeprägt wird.

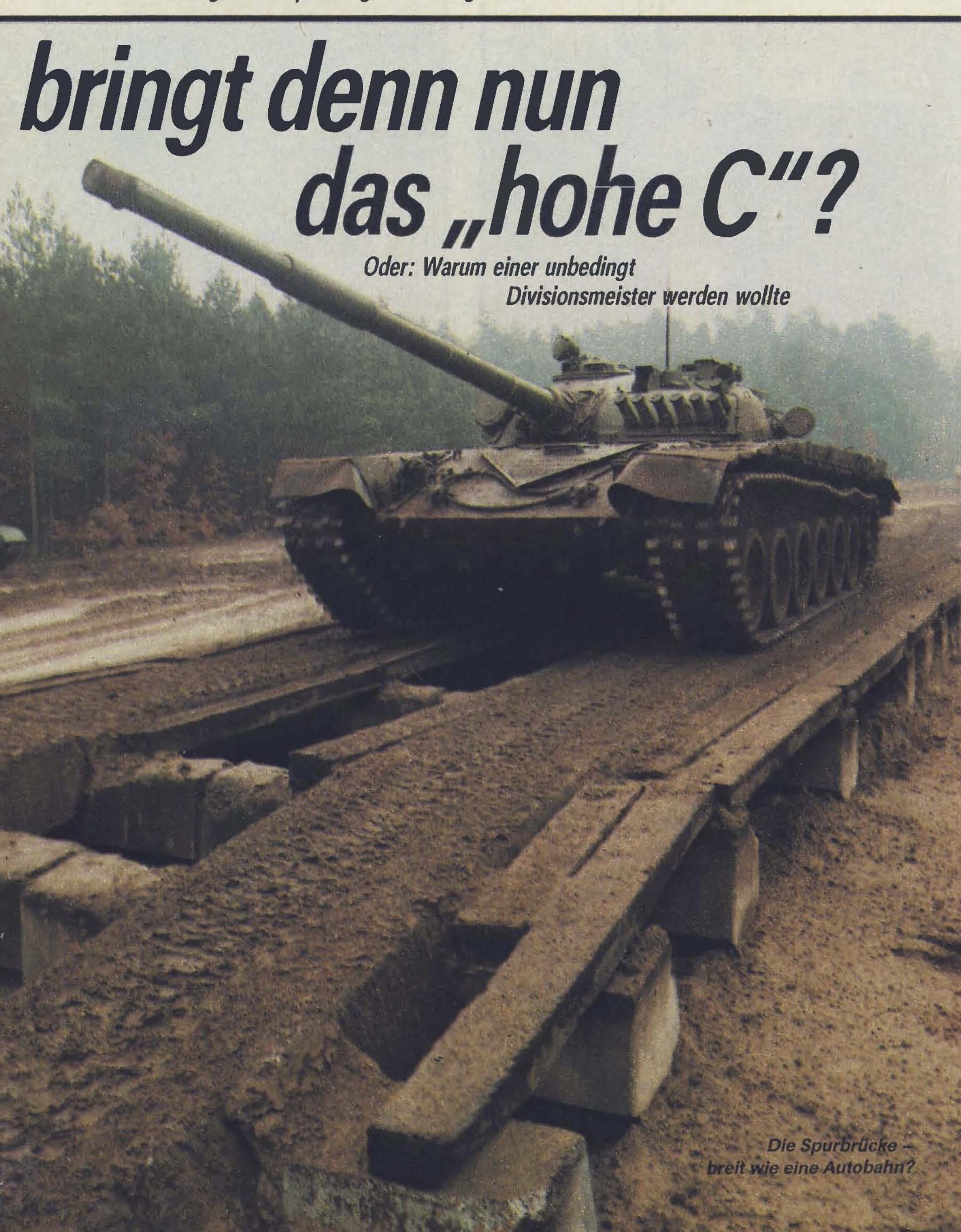
Unteroffizier Dirk Salpeter vertritt das Panzerregiment 22 mit einem geringfügigen Vorteil. Es ist seine Regimentsstrecke, auf der gefahren wird. Hier kennt er jede Bodenwelle, jedes Loch, und er weiß, wie der Panzer bei Frost oder Schlamm in seiner Hand liegt. Nicht einzig deshalb rechnet er sich Chancen auf den Meistertitel aus. Er ist auch ehrgeizig. Wie sehr, Dirk? „Ein bißchen schon. Jedenfalls soviel, daß mich meine Nominierung eine Nacht und den nächsten Morgen sehr beschäftigt hat." Na, das ist nicht wenig.

Auf dem obersten Treppchen des Erfolgs zu stehen, das wünschte er sich noch aus einem anderen Grund. Bis zum 4. Diensthalbjahr hatte er sich vergeblich gemüht, Bester zu werden. Sie waren Bestes Bataillon, Beste Kompanie, Bester Zug, sogar Beste Besatzung geworden – nur er schaffte das nicht. Wie ihn das wurmte! Die Bestimmungen besagten: Ein Bester muß auch als Sportler, als physisch leistungsfähiger Soldat mehr bringen, als für den Erwerb des Sportabzeichens erforderlich ist. Und das war sein Stolperstein. An Klimmzügen und

Die Panzerfahrer gehen bei diesem Leistungsvergleich mit ihren Konkurrenten kritisch ins Gericht. Etwas auszusetzen gibt es bei jedem, und schnell ist gesagt: Das Gelbe vom Ei war das nicht! Ich frage mich, ob da überhaupt einer unbemeckert über die 4-Kilometer-Runde kommt. Ungeduld, Spannung, Erwartung erfaßt auch mich an der Ziellinie.

bringt denn nun das „hohe C"?

Oder: Warum einer unbedingt Divisionsmeister werden wollte

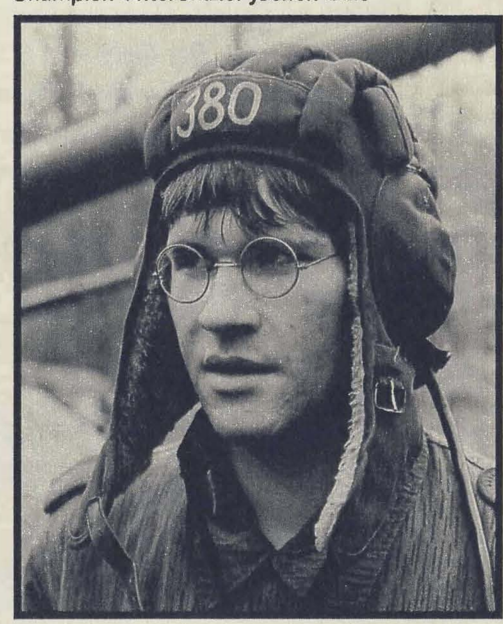


Die Spurbrücke – breit wie eine Autobahn?

Wichtig für erfolgreichen Slalom – richtig „einfädeln"



Champion Unteroffizier Jochen Gille



dem Handgranatenweitwurf zerschlugen sich seine Hoffnungen. Ich möchte nicht behaupten, daß ein Elektronikfacharbeiter wie Dirk besonders kräftigen Bizeps braucht. Aber als normal sehe ich es auch nicht an, wenn ein gesunder junger Bursche nach dem fünften Klimmzug – wie ein nasses Plüschtier auf der Leine – am Reck hängt. Dirk erging es kaum anders. Weshalb er sich in den Kraftraum verdrückte, Hanteln stemmte, Liegestütze pumpte, auf die Reckstange fluchte, wenn nach dem sechsten nicht der siebente, nach dem siebenten nicht der achte Kraftakt gelingen wollte. Bis er bei elf war. Bestens. Ähnlich war's mit dem Handgranatenwerfen.

Bei diesem Leistungsvergleich nun könnte Dirk zugleich ein Examen zuende bringen. Erst kurz zuvor hatte er die theoretische Prüfung für die Klassifizierung der Stufe I bestanden. Fünf Fragekomplexe zur allgemeinen Nutzung des Panzers, zehn zu Sicherheitsbestimmungen, zehn Fragen zur typenbezogenen Nutzung. Schließlich die Krönung: Erläuterung des Aufbaus und der Wirkungsweise des Wechselgetriebes nach einem Konspekt, das er sich erarbeiten sollte. „Da sah ich erst mal alt aus!" erinnert sich der 20jährige. „An einem Schnittmodell erklären – das wäre ja eventuell noch gegangen. Aber die Funktionsweise technisch exakt beschreiben ...! Das Thema mußte ja auch methodisch richtig aufbereitet sein, so daß ich danach ausbilden konnte. Ich bin ja Hilfsausbilder und vertrete den Kompanietechniker. Hilfe erhoffte ich vor allem von ihm, von Hauptmann Randau. Ich bin noch am selben Tag zu ihm nach Hause gefahren, und er war sofort bereit, mir zu helfen." So ist dann auf Dirks Konspekt nach und nach Klarheit in das Zusammenspiel der unterschiedlichen Wellen, Schalteinrichtungen, Gestänge, Zahnräder und Antriebe gekommen, auch, es anderen faßlich zu erklären. Nun fehlt Dirk, um die Klassi I zu erhalten, bloß noch jene 6. Fahrübung, die sie heute zu absolvieren haben, und zwar mit mindestens 22 km/h Durchschnittsgeschwindigkeit. Erfolgszwang?

Als Dirk Salpeter in seine Wertungsrunde startet, hockt sich 20 Meter hinter dem Panzer ein polnischer Fahrer in die Spur. Zwischen den Ketten hindurch will er die Fahrstrecke einsehen und feststellen, wie der NVA-Fahrer das erste Hindernis angeht. Dieser Gefreite – Martin Wosniak – war mir schon aufgefallen, als die Fahrer auf einer Proberunde eingewiesen wurden. Mensch, der Pole fährt ja, als würde er schon immer in einem T-72 sitzen, hörte ich da jemand sagen. Besonders am komplizierten Hindernis mit der versetzten Durchfahrt am Gefälle brachte Martin das schwere Gefährt regelrecht elegant und flüssig um die Pfähle. Da stimmte einfach alles. Major Pjotr Tomaszewski erklärt mir, daß er im Umsteigen seiner Fahrer vom T-55 auf den T-72 nicht das Problem sehe. Die Prinzipien seien ähnlich. Wer sich da schnell reinfinden könne, der käme auch zurecht. „Trening czyni mistrza!" sagt er. Übung macht den Meister! So ist es.

Nach 13:03 min ist Unteroffizier Salpeter durchs Ziel. Bestzeit. Zunächst jedenfalls. Doch Dirk ist unzufrieden, er schimpft über die „müde Krücke" von Panzer, dem es an Kraft in den höheren Gängen gefehlt habe. „Kam einfach nicht auf Touren, das ausgelutschte Ding!" in Dirks Gesichtszüge frißt sich Verärgerung. Von wegen, nur ein bißchen ehrgeizig!

Seinen Panzer übernimmt Soldat Wladimir Wassiljew. Leutnant Rico Kluge ist bei der Einweisung mit seinem Russisch behilflich.

Wer zuletzt am besten lachen würde, das stand hier noch nicht fest



Unversehens finden die beiden etwas sehr Verbindendes. Beider Heimatstädte – Karl-Marx-Stadt und Wolgograd – sind Partnerstädte. Da weiß man sich doch was zu erzählen.

Nur fünf Sekunden langsamer als Dirk Salpeter, ebenfalls fehlerfrei und sichtlich zufrieden, führt Martin Wosniak die Gästewertung an. Als unbestrittener Champion aber fährt Unteroffizier Jochen Gille mit 12:18 min eine fehlerfreie Runde, die eines Divisionsmeisters würdig ist. Das erkennt auch Dirk an, wenngleich ihm die Freude über seinen Vizemeistertitel nicht so recht gelingen will. Soll der Ehrgeiz ihm ruhig die Sporen geben.

Text: Oberstleutnant Bernd Schilling
Bild: Manfred Uhlenhut

MILITARIA

Die Rote Ruhrarmee

Am frühen Morgen des 13. März 1920 ziehen etwa 5 000 Mann der 2. Marinebrigade nach Berlin. Die Brigade – nach ihrem Kommandeur, Korvettenkapitän Hermann Erhardt, auch Brigade Erhardt genannt – kommt aus ihrem nordwestlich der Hauptstadt gelegenen Quartier, dem Ausbildungslager Döberitz. Sie marschiert zur Siegessäule und paradiert danach vor einer Gruppe hoher Offiziere und prominenter Zivilisten. Unter ihnen Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp, Traugott von Jagow – unter Wilhelm II. Polizeipräsident von Berlin –, der ehemalige Unterstaatssekretär Friedrich Freiherr von Falkenhausen, General der Infanterie Walther Freiherr von Lüttwitz und Oberst a. D. Max Bauer – alles Männer, die für hohe Regierungsämter einer Regierung Kapp vorgesehen sind.

Hinter dem Brandenburger Tor verlassen General v. Lüttwitz, Max Bauer und Vertreter des Stabes die Parade und fahren zum Reichswehrministerium. Kapp begibt sich mit v. Jagow und v. Falkenhausen in das Regierungsgebäude. Dort ernennt sich Wolfgang Kapp zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten. Er genießt das Vertrauen von Großgrundbesitzern, Schwerindustriellen und Generalen der Reichswehr. Und so geht es ihm und seinen Hintermännern darum, die von den Werktätigen in Jahrzehnten erkämpften Rechte sowie die Errungenschaften der Novemberrevolution mit militärischen Mitteln zu beseitigen. Die Weimarer Republik soll gestürzt, die gesellschaftlichen Verhältnisse des Bismarck-Reiches wiederhergestellt und die inneren Bedingungen für eine revanchistische, die Ergebnisse des ersten Weltkrieges korrigierende aggressive Außenpolitik geschaffen werden.

Die ersten Anordnungen der neuen Regierung offenbaren sogleich auch deren Charakter: Wolfgang Kapp verkündet die Auflösung der Nationalversammlung und der Preußischen Verfassungsgebenden Landesversammlung. Kundgebungen, Demonstrationen und das Erscheinen von Zeitungen werden verboten. Eine Verordnung vom 15. März bedroht Streikposten mit dem Tode. Sie soll eine wesentliche Errungenschaft der Arbeiterklasse, das Streikrecht, faktisch beseitigen.

Gleichzeitig wurde versucht, mit der Behauptung, die Putschregierung sei eine „Regierung der Ordnung, der Freiheit und der Tat", in breiten Kreisen der Bevölkerung Einfluß zu gewinnen. Aber lediglich einige Monopolisten, Großgrundbesitzer sowie höhere Beamte und Militärs unterstützten den Staatsstreich vorbehaltlos. Andere, so die großbürgerlichen Parteien, verhielten sich zurückhaltend. Die meisten Kommandeure der vorläufigen Reichswehr ließen sich von der Haltung des Chefs des Allgemeinen Truppenamts, Generalmajor v. Seeckt leiten. Der lehnte mit der Parole „Truppe schießt nicht auf Truppe" den Einsatz von Reichswehrformationen gegen die Putschisten ab. Die Mehrheit der deutschen Bevölkerung aber wandte sich gegen den Kapp-Lüttwitz-Putsch und war zum Widerstand bereit. Millionen Arbeiter in den Betrieben, unterstützt von Landarbeitern, traten in den Generalstreik, weil sie durch den Putsch ihre in der Novemberrevolution erkämpften Rechte und Freiheiten ernsthaft bedroht sahen. Ihnen schlossen sich Zehntausende von Angestellten, unteren und mittleren Beamten, Handwerkern und Angehörigen der Intelligenz an. Am Montag, dem 15. März, hatte sich der Generalstreik auf ganz Deutschland ausgedehnt und erfaßte fast 12 Millionen Werktätige.

Im Ruhrrevier, dem industriellen Herz Deutschlands, lebten damals fast vier Millionen arbeitende Menschen. Sie besaßen reiche Erfahrungen in den Klassenauseinandersetzungen mit Imperialismus und Militarismus, die sie besonders seit der Jahrhundertwende – im großen Bergarbeiterstreik 1912, in mächtigen Streikkämpfen während des Weltkrieges und in der Novemberrevolution – erworben hatten. Seitdem standen die Werktätigen des Ruhrgebietes immer mit an der Spitze des Kampfes zur Verteidigung und Erweiterung der demokratischen Rechte und Freiheiten.

Die Kampfbereitschaft der Ruhrarbeiter zeigte sich sofort nach Bekanntwerden des Putsches vom 13. März. Und die verstärkte sich nur noch, als sie feststellten, daß Generalleutnant v. Watter, Befehlshaber des dort zuständigen Wehrkreiskommandos VI, eine eindeutige Erklärung gegen den Staatsstreich ablehnte. Mehr noch. Er förderte diesen indirekt, indem er sich für „neutral" erklärte, die Aufrechterhaltung von

„Ruhe und Ordnung" mit der Absicht ankündigte, jegliche Protestaktionen gegen den Putsch zu verhindern und nichts gegen die Freikorps in seinem Befehlsbereich unternahm, die sich – wie die Freikorps Lützow, Lichtschlag und Schulz – offen zur Kapp-Lüttwitz-Regierung bekannten.

Demgegenüber verurteilten die Vertreter der drei Arbeiterparteien im Ruhrrevier (USPD, SPD, KPD) und der Gewerkschaften den Putsch von Beginn an. Auf zahlreichen Kundgebungen und in Aufrufen von Aktionsausschüssen häuften sich bereits am 13. März die Forderungen nach Entwaffnung der Putschenden und der sie unterstützenden Sicherheitspolizei, nach Reorganisation der Einwohnerwehren und nach Bewaffnung der Arbeiter. Dazu war vor allem der Widerstand der örtlichen Behörden oder der reaktionären Einwohnerwehren zu überwinden. Aber mit Findigkeit und Mut verschafften sich viele Werktätige irgendwelche Waffen. So beschlagnahmten am 14. März Wittener Bürger 40 Gewehre. Am selben Tag gelang es in Bochum, 2 000 aus einem Waffentransport sicherzustellen und damit Arbeiter auszurüsten.

Zur Abwehr der gegen sie in Marsch gesetzten Truppen der Reichswehr und der Freikorps formierten sich nun vielerorts im Ruhrgebiet bewaffnete Arbeiterabteilungen. Sie waren der Anfang der Roten Ruhrarmee, einer milizartigen Militärorganisation der Arbeiter dieses Gebietes, die vom 15. März bis 2. April 1920 gegen konterrevolutionäre Truppen kämpfte. Die ersten Formationen der Roten Ruhrarmee bildeten sich am 15./16. März in den Kämpfen mit dem auf Hagen vorrückenden Freikorps Lichtschlag. Am 15.3. griffen bewaffnete Arbeiter in Wetter eine verstärkte Batterie dieses Freikorps an und zwangen sie nach heftigem Gefecht zur Kapitulation. Ähnlich erging es einen Tag später dem 2. Bataillon des Freikorps Lichtschlag in Herdecke. Am 17.3. griffen verstärkte Arbeiterformationen die Freikorpstruppen in Dortmund mit großer Wucht an. Die Putschisten mußten die Waffen strecken. Dabei fielen den Kämpfern der Roten Ruhrarmee 32 Minenwerfer, 2 Panzerautos, 1 behelfsmäßiger Panzerzug sowie viele Gewehre und MGs in die Hände. Damit war der größte Teil des östlichen Ruhrgebietes von putschistischen Truppen gesäubert.

In den folgenden Tagen operierten die Roten Formationen vorrangig in drei Richtungen. Am 18. März wurde ein Angriff Richtung Süden auf Remscheid vorgetragen, wo das von Sicherheitspolizisten unterstützte Freikorps Lützow in Stellung lag. Tausende Arbeiter schlugen unter Einsatz von 2 leichten Feldgeschützen den gut 1 500 Mann starken Gegner nach teilweise erbitterten Häuserkämpfen in die Flucht.

Um sich gegen Angriffe der in Münster stationierten Reichswehrtruppen zu sichern, wurde eine Nordfront aufgebaut. Und diese relativ schwache Gruppierung kontrollierte nach wenigen Tagen das gesamte Gebiet der Lippe. Oft gelang es dabei den Arbeiterkampfgruppen, die von den Putschisten beherrschten Orte einzukesseln und sie so zur kampflosen Übergabe zu veranlassen.

Besonders blutige Auseinandersetzungen gab es um Essen, das etwa 1000 Sicherheitspolizisten besetzt hielten. Nach Gefechten um befestigte Stützpunkte vor der Stadt am 18. stürmten sie die Einheiten der Roten Ruhrarmee am 19. März und zwangen nach erbitterten Kämpfen die Besatzung zur Kapitulation. Düsseldorf und Mülheim wurden kampflos besetzt. Hier und in anderen Städten formierten sich neue Einheiten der Arbeitertruppen, die bis zum 23. März schließlich das gesamte Ruhrgebiet kontrollierten.



Arbeiter bewaffnen sich zum Kampf gegen die Konterrevolution

Die Rote Ruhrarmee rekrutierte sich ausschließlich aus Freiwilligen und umfaßte auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung mehr als 80 000 Kämpfer. Sie gliederte



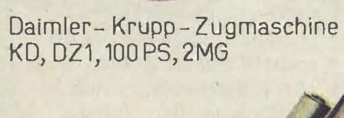
Div. Münster
3. Kav. Div.
Münster
Coesfeld
Bielefeld
Borken
Rheda
Dülmen
Div. Wesel
Div. Epp
Lüdinghausen
Lippe
Haltern
Werne
Hamm
Dinslaken
Recklinghausen
Pelkum
Lippstadt
Sterkrade
Bottropp
Herne
DORTMUND
Kamen
Soest
Div. Haas
Oberhausen
ESSEN
Gelsenkirchen
Werne
Hörde
Ruhrort
DUISBURG
Steele
BOCHUM
Witten
Schwerte
Möhne
Mühlheim
Ruhr
Hattingen
Wetter
Iserlohn
KREFELD
Heiligenhausen
Hagen
Ratingen
Rhein
BARMEN
DÜSSELDORF
ELBERFELD
M.-GLADBACH
Wupper
Remscheid
Von der roten Ruhrarmee besetztes Gebiet
Aufmarschräume der Reichswehr
Grenze der entmilitarisierten Zone
Angriffsrichtungen der Reichswehr
Kämpfer der Roten Ruhrarmee
Schützenzug beim Gewehrappell
Sanitäter
Fahrradmelder
MG-Schütze
MG 08, Kal. 7,92 mm
250-mm Minenwerfer 1918

Halt!
Wer weiter geht

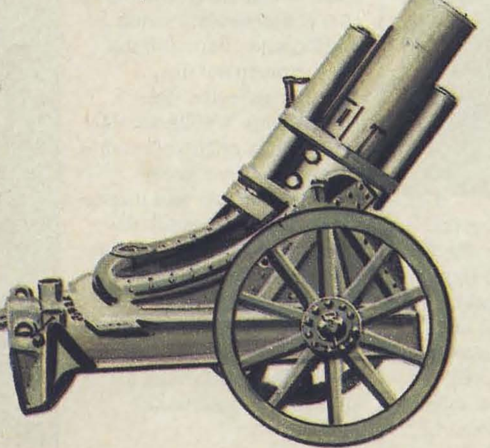
Sicherheitspolizei (Sipo)

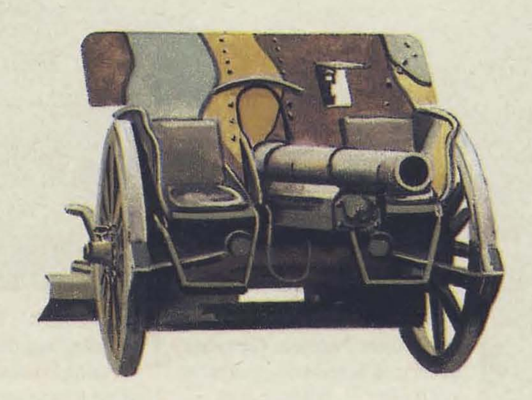
Freikorps

Reichswehr



Daimler - Krupp - Zugmaschine
KD, DZ1, 100 PS, 2MG





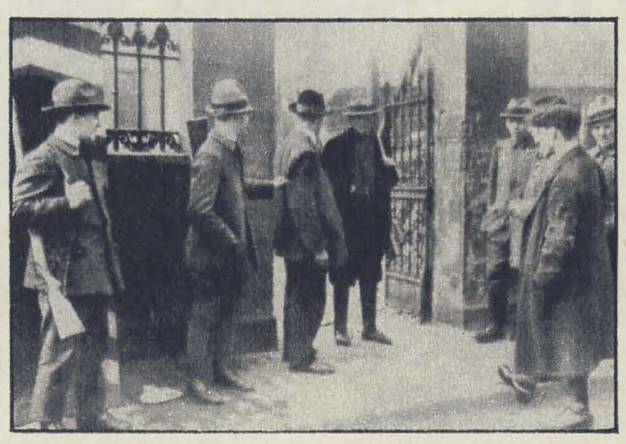
Leichte Feldhaubitze 16,
Kal. 105mm

sich in Gruppen, Züge, Kompanien, Bataillone und Kampfgruppen. Die Aufstellung der Formationen erfolgte zumeist auf lokaler Basis, teils nach Betriebsbelegschaften. Unter den Kämpfern befanden sich auch hier lebende polnische Bergarbeiter und ehemalige russische Kriegsgefangene.

Vielen Kompanien waren Spezialkräfte wie Artilleristen, MG-Schützen, Kuriere mit Fahrrädern und Sanitäter zugeteilt. Die Führer bis zur Ebene Kompanie wurden von den Kämpfern gewählt, die Kommandeure höherer Ebenen von den in zahlreichen Orten bestehenden Kampfleitungen eingesetzt.

Durch Entwaffnung von Bürgerwehr und Polizei sowie durch Eroberung von Waffen der Freikorps- und Reichswehrtruppen waren die Kämpfer der Roten Ruhrarmee gut und ausreichend bewaffnet. Sie verfügten vor allem über Pistolen, Gewehre, MGs und Handgranaten, aber auch über Geschütze und Minenwerfer. Großer Mangel herrschte dagegen an pionier- und nachrichtentechnischem Gerät. Lastkraftwagen, Pferdegespanne und Fahrräder erhöhten die Beweglichkeit der Truppen. Als die Arbeiter in den Kampf zogen, trugen sie meist Zivilkleidung; manche besaßen noch Uniformstücke aus dem Krieg. Symbolischer Ausdruck einer Uniform war eigentlich nur die rote Armbinde oder eine rote Schleife an der Kopfbedeckung. Große Probleme bereiteten die Löhnung und Verpflegung der Kämpfer, die oft entfernt von ihren Heimatorten handelten. Es halfen die örtlichen Vollzugsräte und Kampfleitungen. Teils wurden Unternehmer gezwungen, Löhne weiterzuzahlen, teils bewilligten Stadtverwaltungen finanzielle Mittel. Die Versorgung der Arbeitersoldaten erfolgte weitgehend aus eroberten Depots der Reichswehr und der Sicherheitspolizei; jedoch mußten Lebensmittel und Kleidung mitunter auch requiriert werden.

Die Ausstrahlungskraft der militärischen Erfolge der Roten Ruhrarmee, die maßgeblich zum Sturz der Kapp-Regierung am 17. März beitrugen, erschreckten natürlich die herrschenden Kreise. Im Bielefelder Abkommen vom 24. März versprachen darum die Vertreter der sozialdemokratisch geführten Regierung unter anderem die Entwaffnung und Bestrafung der Putschisten und die Auflösung aller konterrevolutionären militärischen Formationen. Im Vertrauen auf das Abkommen legten viele Arbeiter ihre Waffen aus der Hand. Auch rechtsopportunistische Einflüsse in der Hagener Zentrale und linksradikale Bestrebungen in der Mülheimer Gefechtsleitung trugen dazu bei, daß sich die Rote Ruhrarmee den Bedingungen der Reichsregierung zur Einstellung des Kampfes und zu ihrer Auflösung bis zum 2. April unterwerfen mußte.



Bewaffnete Arbeiterposten kontrollieren einen Fabrikeingang



Lastkraftwagen erhöhten die Mobilität der Kämpfer

Noch vor Ablauf dieser Frist marschierten Reichswehrtruppen in das innere Ruhrgebiet. Und obwohl sie kaum auf Widerstand stießen, gingen sie mit äußerster Grausamkeit vor. Dem blutigen Terror fielen Hunderte Arbeiter und auch Frauen und Jugendliche zum Opfer. Bis Mitte Juli 1920 verhängte die Klassenjustiz über 822 Arbeiter insgesamt 1088 Jahre Freiheitsentzug. Dies konnte aber nicht verhindern, daß die Rote Ruhrarmee als größte Arbeiterarmee in Deutschland unter kapitalistischen Bedingungen in die Geschichte unseres Volkes eingegangen ist. Sie führte ihren Namen in enger Anlehnung an ihre Vorbilder, die Rote Armee Sowjetrußlands und die bayrische Rote Armee. Die Rote Ruhrarmee übertraf letztere durch zahlenmäßige Stärke und Ausrüstung, das von ihr kontrollierte Gebiet, ihre Erfolge und besaß eine bis dahin in Deutschland noch von keiner Arbeiterformation erreichte politische sowie soziale Breite. Ungeachtet der unterschiedlichen Auffassungen in wichtigen politischen Fragen war es gelungen, in der Roten Ruhrarmee parteilose, christliche, sozialdemokratische und kommunistische Werktätige zur Verteidigung der Lebensinteressen des ganzen Volkes zusammenzuführen. Sie verkörperte so in vielem schon das, was Vertreter der Bevölkerung damals im Ruhrgebiet unter einer zukünftigen Volksarmee verstanden.

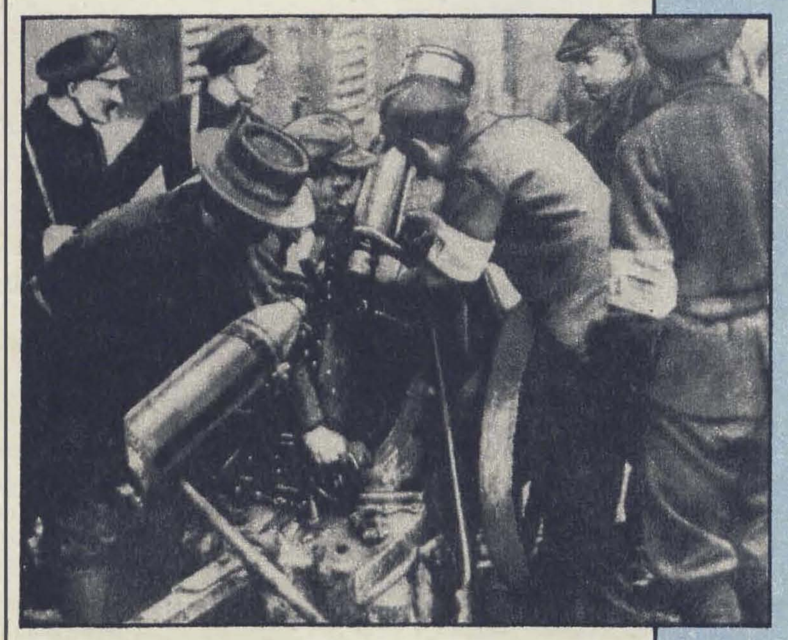
Redaktion: Oberstleutnant Ulrich Fink
Bild: Archiv
Illustration: Heinz Rode

MV-Literatur zum Thema:
Wörterbuch zur deutschen Militärgeschichte, Berlin, 1985
Dreetz/Geßner/Sperling: Bewaffnete Kämpfe in Deutschland 1918–1923, Berlin, 1988

* * *

Kommandostruktur der Roten Ruhrarmee Ende März 1920

Militärische Zentralleitung West
(Gefechtsleitung Mülheim)



Angehörige der Roten Ruhrarmee bringen ihr Geschütz in Feuerstellung

Stabsquartier: Mülheim-Ruhr
Abschnitt I
(Westabschnitt)
Wesel-Schermbeck;
Stabsquartier: Oberhausen
Unterabschnitt I/1
Rhein-Hünxe
Unterabschnitt I/2
Hünxe-Schermbeck
Etappe: Dinslaken
Abschnitt II
(Ostabschnitt)
Schermbeck-Ahsen;
Stabsquartier: Marl
Unterabschnitt II/1
Schermbeck-Hervest
Unterabschnitt II/2
Hervest-Ahsen
Etappe: Marl

Militärische Zentralleitung Ost
(Hagener Zentrale)
Stabsquartier: Hagen
Abschnitt I
Haltern-Werne-Hamm
Abschnitt II
Haltern
Truppensammelstelle und Hauptnachschubpunkte: Lünen, Kamen, Unna

* * *

Eid der Marler Arbeiterwehren

Ich schwöre auf das Programm der revolutionären Arbeiterschaft, daß ich die hohen, heiligen Ideale für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit meinem Herzblut erkämpfen will. Die mir vorgelesenen Paragraphen des Reglements sollen mir stets als Richtschnur meines Handelns dienen. Es lebe der Sozialismus! Menschenrecht, wer Menschenantlitz trägt.

Und wissen, daß Wörter die Tat nicht ersetzen

Gedicht von Henry-Martin Klemt



Manchmal fühle ich mich, als müßte ich noch einmal schreiben lernen. Das hängt auch damit zusammen, daß jeder, der es ernst meint mit der Poesie, über ihre Funktion neu nachzudenken herausgefordert ist. Zum anderen ist der geistige Vorlauf, den zu erlangen in den vergangenen Jahren (traurigerweise) immer leichter wurde, für den Moment erschöpft. Und „aus der Bewegung" oder „in kurzen schnellen Sprüngen" habe ich nie gut und überhaupt selten geschrieben. Die Biografie ist schnell gesagt: 1960 geboren. 10 Klassen. Drucker. 3 Jahre NVA; Leutnant der Reserve. Studium am Literaturinstitut. Kulturpolitischer Mitarbeiter im VEB Halbleiterwerk Frankfurt (O.). Freiberuflicher Schriftsteller seit 1987. Verheiratet, ein Kind. Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien. Poesiealbum 242. „Reinhard-Weisbach-Preis" 1982. Kandidat des Schriftstellerverbandes.

Von den schwierigen Zeiten

In schwierigen Zeiten,
Wenn es an Wasser fehlt,
Nehmen die Menschen
Kleine Kiesel in den Mund,
Um ihren Durst zu überlisten.

Sie wählen die glatten,
Die nicht Zunge und Lippen verletzen.
Sie lutschen sie nicht wie einen Bonbon.
Sie wissen, daß Kiesel kein Wasser ersetzen.

In schwierigen Zeiten,
Wenn es an Taten fehlt,
Nehmen die Dichter
Kleine Wörter in den Mund,
Damit wir unseren Durst nicht vergessen.

Sie wählen die spitzen,
Die Zunge und Lippen verletzen.
Sie spucken sie aus wie den Kern einer Frucht.
Und wissen, daß Wörter die Tat nicht ersetzen ...

Illustrationen: Wolfgang Würfel
Bild: Thomas Zebisch

Frühling, komm,

ich habe Disteln gesät.
Weiße Blüten werden sie tragen
und grüne Igelfrüchte.

Komm, ich habe der Liebsten
ins Haar geflüstert den Spruch,
der dich rufen soll. Komm
und küß die Winterangst
von meiner Mutter Stirn.

Komm, Frühling,
setz dich und sieh,
wie nun der Schnee
von ihren Blicken taut.

Wir machen das schon

Wir denken das an.
Wir checken das ab.
Wir stellen das durch.
Wir bringen das in die Reihe.
Wir biegen das hin.
Wir rücken das schon
aufs richtige Gleis.
Ins rechte Licht.
Wir haken da noch einmal nach.
Wir takten das ein.
Knallhart
ziehn wir das durch
mit unserer Demokratie.

Weiter. Weiter. Weiter.

IV „the rose is a rose"

Die Wahrheit ist nichts
als die Wahrheit. Sie
wird uns nicht reinwaschen.
Sie wird unsre Schwäche nicht
einhülln zum hundertsten Mal
in ein neues Gewand. Gräber
wird sie aufreißen, stinkende
Wunden in unserem Fleisch.
Und sterblich selbst, wird sie
den Schleier des geschäftigen
Todes von unseren Augen
zerren. Ob wir ertragen,
was wir dann sehen, das
liegt nicht bei ihr, denn
die Wahrheit ist nichts
ohne uns.

V

Wir hängen am Berg
mit blutleeren Armen.
Nicht die Ösen, die Haken,
nicht die Stricke werden
im Stich uns lassen. Wir
selbst, wenn die Zeit
reif ist, gereift
zur wirklichen Stille das
Schweigen, fallen. Wie viele,
die sich abseilen wollten,
liegen schon unten. Wie vielen,
die sich abgeseilt haben,
gehts besser als uns, eine
Epoche tiefer. Lach nicht! Nur,
wer ganz hochkäme, hätte
gut reden. Doch über uns
rührt sich schon lange
nichts mehr. Nur der Wind
blättert im Gipfelbuch, wenn es
so etwas überhaupt gibt.



Urlauberlied

Nicht die Monate machten mich kalt
Hinter dem Maschendrahtzaun.
Da konnte ich rüber wie andre
Über den Tellerrand schaun.

Kalt machten kleinliche Lügen.
Um ein geringes Stück Ruh
Starb, mit dem Blick auf drei Sterne,
Manchem Genossen das Du.

Kein Nagelbrett machte mich hart,
Auch wenn es manchmal so schien,
Lebte ich unter der Kruste
Unsrer Armeedisziplin.

Hart bin ich immer geworden,
Wenn einer grinsend zerriß
Dies rote Band, das Vertrauen,
Das uns trennt vom Kommiß.

Frag nicht: Warum bist du härter?
Sag nicht: Du bist heut so kühl.
Neben dir lieg ich und wachse
Aus meiner Hornhaut und fühl,

Fühl diese Nähe zu Ende,
Weiß, daß es überall schneit.
Nichts läßt sich von hier aus ändern.
Schlaf jetzt, für mich wird es Zeit.

Lied eines EK an seine Liebste

Liebste, streich den Tag nicht ab.
Einer hat mir anvertraut,
Daß er grad geschieden sei.
Wer noch helfen kann, ist frei
im Gehäuse seiner Haut.

Liebste, streich den Tag nicht ab.
Einer hat mir zugeschaut
heut bei meiner Schnitzerei.
Wer noch Freude gibt, ist frei
im Gehäuse seiner Haut.

Liebste, streich den Tag nicht ab.
Haben einen Damm gebaut,
den bricht keine Flut entzwei.
Wer noch stolz sein kann, ist frei
im Gehäuse seiner Haut.

Liebste, streich den Tag nicht ab.
Hab die Stirn mir aufgerauht
mit Gelächter und Geschrei.
Wer noch Schmerzen spürt, ist frei
im Gehäuse seiner Haut.

Liebste, streich den Tag nicht ab,
den ich wie so viele trag.
Weil du mir am meisten fehlst,
brauch ich, daß du auf mich zählst,
aber zähl nicht Tag um Tag.

Mein Bild

Nicht, was ich war, noch, was ich sein kann.
Nur: Die Umarmungen derer,
die aufstehn zwischen zwei Stürzen
und aus den Schalen ihrer Hände
einander zu trinken geben,
weil sie einander erkennen
an ihrem Durst.

Entlassung

Für J.

und er steht auf trinkt seinen kaffee aus
und auf dem tisch die flaschen und das tuch
und in den knochen steckt die letzte nacht
und irgendwo ein ungelesnes buch

und er horcht in den schweren schädel rein
und einer mustert ihn im spiegel stumm
und streicht zufrieden übers stoppelkinn
und irgendwie sind jetzt drei jahre um.



Angelikas Lied

Wenn du mich geschlagen hast
Mit vielen kleinen Lügen,
Öffne ich den Wasserhahn,
Trink in vollen Zügen,

Spül wie Asche von der Haut,
Was du an Wärme brachtest,
Werf den Kopf zurück wie du,
Lache, wie du lachtest,

Teil ich Tisch und Bett mit dir,
Mein Schweigen teilt das Zimmer,
Hoff ich, wenn du wieder gehst,
Daß du gehst für immer.

4. Lied für Silke

Hätt ich nur noch dieses Lied,
abgerissen, unbehaust,
Liebste, dir würd ich es singen,
Liebste, dir würd ich es singen,
daß du mir vertraust.

Hätt ich nur noch ein Glas Wein,
schon berauscht und seltsam klar,
Freund, ich gäb ihn dir zu trinken,
Freund, ich gäb ihn dir zu trinken
und wir sagten wahr.

Wäre nur noch kalter Streit,
wo wir lange Zeit vereint,
dann, Genoss, würd ich erfrieren,
dann, Genoss, würd ich erfrieren,
aber nicht als Feind.

Hätt ich nur noch diese Nacht
vor der Nacht, in der ich bleib,
gäb ich meinen letzten Willen,
Liebste, meinen letzten Willen
deinem warmen Leib.

Und wissen, daß Wörter die Tat nicht ersetzen


KAB
DU BRAUCHST DIE ENERGIE
DICH BRAUCHT
DIE ENERGIEWIRTSCHAFT
Der Kraftwerksanlagenbau der DDR
produziert und rekonstruiert im
erforderlichen Umfang und in
zuverlässiger Qualität die
Anlagen zur Elektro- und
Wärmeenergieerzeugung für Wirtschaft
und Bevölkerung der DDR.

Für den Einsatz in den verschiedenen Betrieben des VEB Kombinat Kraftwerksanlagenbau – insbesondere als Projektant im Betrieb Berlin-Marzahn und für eine Montagetätigkeit auf den Baustellen der DDR – unterbreiten wir Ihnen folgendes

Arbeitsplatzangebot

1. Projektanten/Konstrukteure
2. Technologen
3. TKO-Ingenieure
4. Maschinen- und Anlagenmonteure
5. Schweißer
6. FA Isoliertechnik
7. FA Korrosionsschutz

Die Vielzahl der Einsatzmöglichkeiten in fast allen Bezirken der DDR, die damit verbundenen Vorteile und der gute Verdienst bei verantwortungsbewußten Leistungen lohnen es, sich unsere Angebote näher zu betrachten.

Kupon

Ich bitte um Zusendung von Informationen zu den KAB-Arbeitsplätzen

1 2 3 4 5 6 7

(Zutreffendes ankreuzen)

an: ______________________

Name, Vorname geb. am: Anschrift

Meinen Arbeitsplatz wünsche ich mir:

am Wohnort: __________ im Bezirk/Kreis __________

an einem beliebigen Ort in der DDR 0 0

Ich verfüge über Wohnraum am gewünschten Arbeitsort 0

Ich bin bereit, eine Montagetätigkeit auszuüben 0

Ich verfüge über einen Berufsabschluß entsprechend dem KAB-Arbeitsplatzangebot als

Facharbeiter 0 Hoch- bzw. Fachschulkader 0 Fachrichtung:

Nutzen Sie die Informationsmöglichkeiten durch einen persönlichen Besuch bzw. durch schriftliche oder telefonische Anfrage in den Kaderabteilungen der Betriebe:

Durch die Übersendung des ausgefüllten Kupons, aufgeklebt auf eine Postkarte an die genannten Betriebe erhalten Sie ein Informationsmaterial, aus dem Sie die entsprechenden Angaben für eine Tätigkeitsaufnahme in unserem Kombinat entnehmen können.

Berlin
VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des KKAB
- Hans-Beimler-Str. 91–94
  Berlin, 1017
  Telefon: 4 38 52 76
- Kurze Str. 5/7
  Berlin, 1106
  Telefon: 4 80 08 21/285
- Betrieb Kernkraftwerksbau
  Allee der Kosmonauten 32
  Berlin, 1140
  Telefon: 54 65 25 82

VEB Dampferzeugerbau
Berlin
Behrenstraße 21/22
Berlin, 1086
Telefon: 2 20 26 11/7 27

Lubmin
VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des KKAB
Betriebsteil Lubmin
Lubmin, 2228
Telefon: Wusterhusen 40

Stendal
VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des KKAB
Betriebsteil Stendal
PSF 900
Stendal, 3500
Telefon: Arneburg 70

Dresden
VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des KKAB
- Betriebsteil Montagehilfsleistungen
  Dresden, Karl-Marx-Platz 2b,
  Dresden, 8060
  Telefon: 5 33 42
- Betriebsteil Projektierung
  Wasastraße 50,
  Radebeul, 8122
  Telefon: 714272
- Zentrum Forschung und Rationalisierung
  des KKAB
  Am Lagerplatz 4, PF 220
  Dresden, 8060
  Telefon: 5 94 97 04

Bitterfeld
VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld – Leitbetrieb –
Glückaufstraße 2,
Bitterfeld, 4400
Telefon: 6 70

Leipzig
VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld – Leitbetrieb –
Betriebsteil Montagewerk Leipzig
Bitterfelder Str. 19,
Leipzig, 7021
Telefon: 56 16/4 80

VEB Industrie-Isolierungen Leipzig
Bitterfelder Str. 15
Leipzig, 7021
Telefon: 20 99 49 oder 29 23 41

Eberswalde-Finow
VEB Rohrleitungsbau Finow
Copplstr. 2/6
Eberswalde-Finow, 1300
Telefon: 5 70

Erfurt
VEB Feuerungsanlagenbau
Erfurt
Am Lairand 1
Erfurt-Bischleben, 5032
Telefon: 6 55 15

Görlitz
VEB Görlitzer Maschinenbau
Lutherstr. 51
Görlitz, 8900
Telefon: 68 31 24

Pirna
VEB Strömungsmaschinen Pirna
PSF 64
Pirna-Sonnenstein, 8300
Telefon: 822391

Bebit
VEB Flanschenwerk Bebitz
Lebendorfer Str. 1
Bebitz, 4341
Telefon: Bernburg 83 06

Anzeige Reg. Nr. 186/IV/89

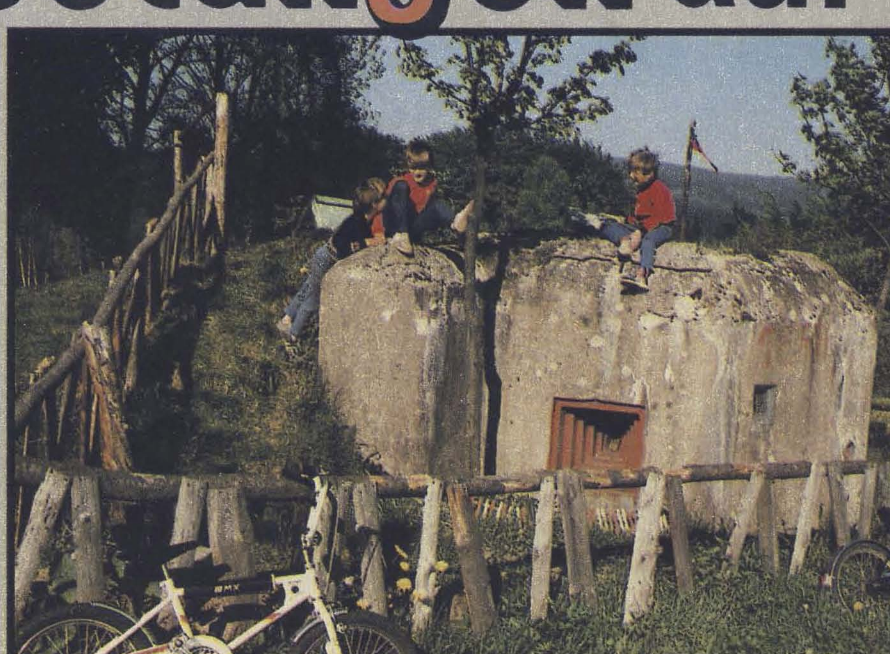
Am Feuerschema der Festung Dobrošov mit ihrem Artilleriebollwerk Zelený (Grün), dem Infanteriebollwerk Jeráb (Vogelbeerbaum) und dem Kommandobollwerk Můstek (Brücke) ist ersichtlich: Jérab und Můstek hätten das wichtige Artilleriebollwerk durch Feuer decken können. Im Interesse des Dobrošover Systems hätte auch die weiter entfernte Festung Hrobka (Gruft) mit ihren Bollwerken Jósef und Sedlo mit Sperr- und Flankenfeuer wirken können. Das Schema zeigt auch, wie mehrere kleine Bunker die größeren Anlagen sichern. Die Pfeile deuten die Hauptschußrichtungen an. Praktisch war jedes freie Stück Gelände zwischen den Bollwerken durch Feuer erreichbar und zu sperren.

Hrobka

Grau, teils schon bemoost, zeigen sie sich dem Touristen am Feldrain, lauern geduckt am Berghang. Einst sollten sie Täler beherrschen, Straßen sperren, Aggressoren Halt gebieten. Doch nach dem Münchener Diktat von 1938 wurden sie

Festungen auf

Ein Bildbericht aus dem Orlický Hory (Adlergebirge) in Nordböhmen von Oberstleutnant Ernst Gebauer



Sogar mitten auf dem Dorfanger von Sedlenóv befindet sich ein ehemaliger Infanteriebunker kleineren Typs. Heute ist er Spielobjekt der Dorfjungen. Das nebenstehende Foto zeigt das Bollwerk Můstek im heutigen Zustand. Oben der nachträglich geschaffene Einstieg für die Besichtigung der Anlage.

Josef

Můstek (Brücke)

Zelený (Grün)

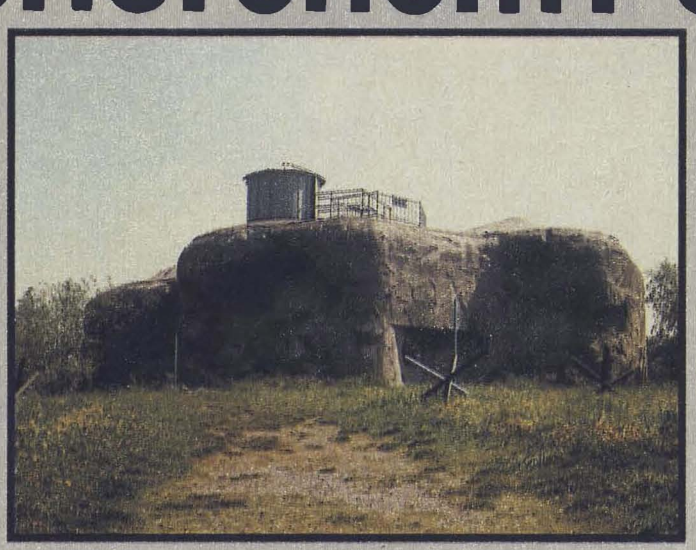
Sedlo

Jeráb (Vogelbeerbaum)

Schnittdarstellungen eines Infanteriebollwerkes mit vier Panzertürmen

verlorenem Posten



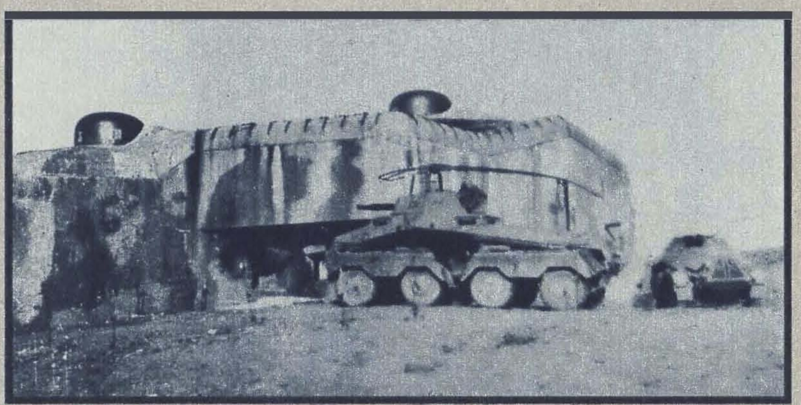


„Am späten Abend rief uns Stabshauptmann Pejchl im Bunker zusammen. Er verlangte von einem Soldaten, er solle die Pflichten bei der Verteidigung einer Stellung nennen. Der aufgeforderte Soldat sagte das, was wir alle wußten: ‚Die Stellung halten – oder fallen.' Dann fragte der Stabshauptmann, wer von uns aus Angst um sein Leben nicht in der Lage sei, diese Aufgabe zu erfüllen. Zudem machte er darauf aufmerksam, daß die Angst um das Leben eine natürliche Eigenschaft des Menschen sei, weshalb dem



nichts geschehe, der sich rechtzeitig dazu bekenne. Nur müsse er uns darauf hinweisen: verfalle einer in kritischer Situation während des Kampfes in Panik, müsse er ihn im Interesse der Aufgabenstellung gezwungenermaßen erschießen. Nach langem Zögern meldete sich nur ein Soldat. Er durfte den Bunker verlassen. Alle anderen blieben bei ihren Waffen sitzen und schrieben Abschiedsbriefe. Viele von ihnen hatten vor sich die Fotos der Mutter oder des geliebten Mädchens. Keiner glaubte daran, daß wir den bevorstehenden Kampf überleben; trotzdem verharrten wir, um die Aufgabe zu erfüllen, die uns gestellt war. Am nächsten Morgen teilte uns Stabshauptmann Pejchl den Befehl General Syrovýs mit, wonach wir in Übereinstimmung mit dem Münchner Diktat die erste Linie der Festungsobjekte in voller Ausrüstung und Kampfbereitschaft verlassen mußten. Die Augen vieler Soldaten waren tränenerfüllt ..."

So erlebte der ehemalige Unteroffizier Zichácek in der Festung Dobrošov die Nacht vom





Auf den Seiten in der Reihenfolge von oben nach unten: Begonnen mit dem Bau der Befestigungen wurde 1936. Bereits im September 1934 besuchte der französische General Gamelin Dobrošov und beriet den tschechoslowakischen Generalstab bei der Ausarbeitung der operativ-strategischen Konzeption der künftigen Anlagen. Schnelle faschistische Verbände besetzen die Infanteriefestung Hrobka. Gut erkennbar sind die Stein- und Erdaufschüttungen an der Infanteriefestung Polska. So sah das Kommandobollwerk 1938 aus. Drehbare Panzerkuppeln waren für alle größeren Anlagen vorgesehen.

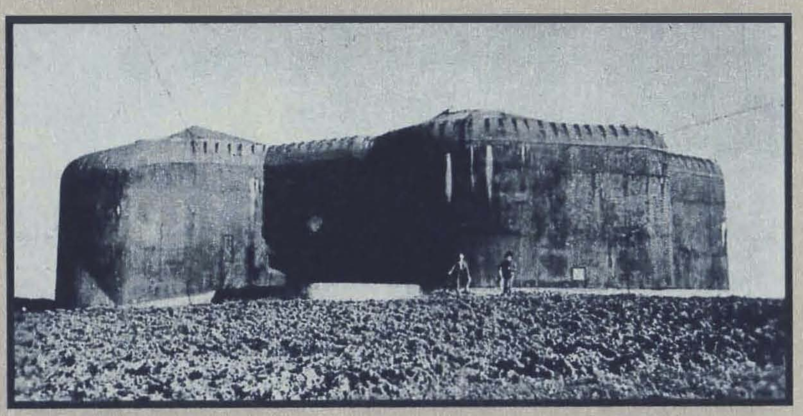
30. September zum 1. Oktober 1938. Die Bunker stehen heute noch.

Vaclav Kaplan, Mitarbeiter des Nachoder Kreismuseums, führt mich durch die Anlage. Bedrückend die zweieinhalb bis dreieinhalb Meter dicken Betonwände, feucht und muffig die Luft. Wir sind im Artilleriebollwerk Zelený (Grün) und steigen hinab in die Aufenthalts-, Vorrats- und Maschinenräume; erst nach den 171 Stufen, über die wir 32 Meter tief unter die Erde gelangt sind, werden mir die vollen Ausmaße bewußt. 75 Meter lange und 22 Meter breite Säle für Munition tun sich auf; verwirrend ein über 1750 Meter langes, weitverzweigtes System von Verkehrsgängen, in dem auch eine Schmalspurbahn fahren sollte. Einem endlos scheinenden Stollen folgend, kommen wir zum Aufstieg in das Kommandobollwerk Můstek (Brücke). 226 Stufen nach oben – und wir haben das auf dem Gipfel eines Berges sitzende „Auge" des Befestigungssystems Dobrošov erreicht. Weit reicht der Blick über das Flußtal der Metye hinweg, gut zu übersehen ist die zwei Kilometer entfernte Grenze, die seit 1945 Grenze zum polnischen Staat ist.

Hier auf dem Kamm des Orlický Hory (Adlergebirge) erinnern sie mit ihrer bedrohlichen Architektur an jene unheilvolle Zeit vor gut einem halben Jahrhundert, als die deutschen Faschisten ihre Pläne verwirklichten. So ziemlich alles war ihnen auf dem Wege zur Herrschaft über Europa und die Welt, gerade auch die benachbarte Tschechoslowakische Republik. Mit Gebietsansprüchen und Terror in der ČSR bereiteten sie die spätere Okkupation vor. In dieser bedrohlichen Situation schloß die bürgerliche Prager Regierung Beistandsverträge mit Frankreich und der UdSSR, zugleich bereitete sie das Land, das eine 1550 Kilometer lange Grenze zu Hitlerdeutschland hatte, auf die Verteidigung vor. 1936 wurde an dieser Grenze mit dem Bau mächtiger Befestigungsanlagen begonnen; dabei ließ sich der tschechoslowakische Generalstab von französischen Militärs beraten, so daß viele Lösungen dem Beispiel der Maginot-Linie folgten.

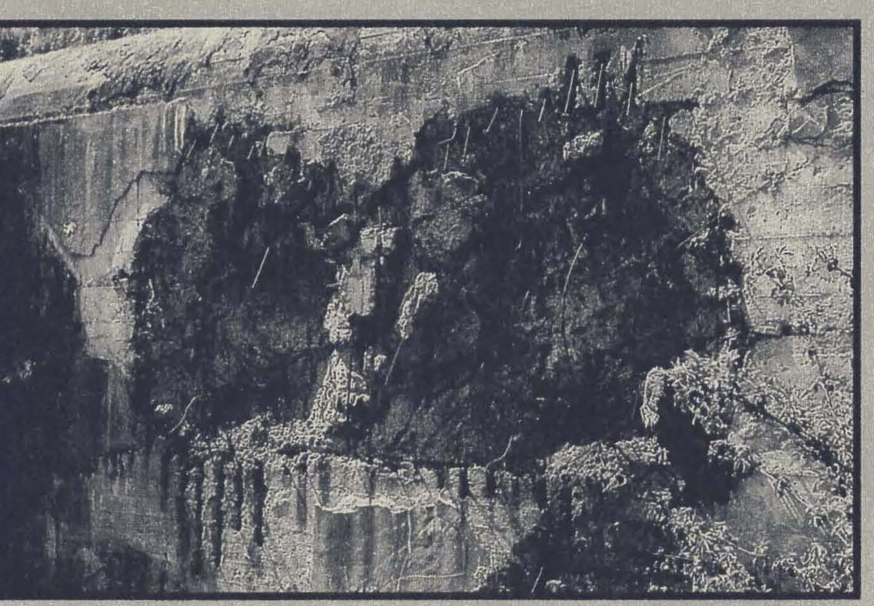
In Grenznähe wurde ein Streifen mit leichten Befestigungen angelegt. Dem folgte ein solcher mit schweren Festungsanlagen, diesem dann – weiter in der Tiefe – der sogenannte Auffangstreifen, wieder mit leichteren Befestigungen. Die unmittelbare Grenzlinie baute man nur feldmäßig aus. Der Abstand zwischen den einzelnen Streifen war auf 10 bis 20 Kilometer, gegebenenfalls auch etwas mehr, berechnet. Besonderes Gewicht legte man auf die Verteidigung in gefährdeten Richtungen wie im Raum Náchod–Ostrava, wo der Ausbau bis zur faschistischen Okkupation im Jahr 1938 am weitesten fortgeschritten war.

Noch heute kann man die verschiedenartigen Bunker besichtigen, und dies tun Jahr für Jahr auch viele Touristen aus der DDR.





Die kleinen Stahlbetonbunker, sicher gegen den Beschuß aus leichten Geschützen, sollten mit vier bis sechs Mann, ausgerüstet mit Handfeuerwaffen, besetzt werden. Für den mittleren Typ war eine verstärkte Frontseite vorgesehen, die sowohl von oben als auch von der Seite her mit Stein- und Erdaufschüttungen versehen werden konnte; auf diese Weise sollte sich die Tarnung verbessern und die Standhaftigkeit erhöhen. Die Besatzung bestand aus einem Unteroffizier sowie sechs Soldaten, je nach Bun-



zungen von 20 bis 30 Mann; sie verfügten über eigene Brunnen, Generatoren für Beleuchtung und Belüftung, einen kollektiven Gasschutz, Telefonzentralen, Funkstationen und Fernschreibstellen. Die Bewaffnung sollte aus speziell konstruierten Festungsgeschützen sowie leichten und schweren Maschinengewehren bestehen. Rings um die Bunkeranlagen wurden bewachte Drahthindernisse und Panzergräben geschaffen. Die Beobachtung und der unmittelbare Schutz der Bunker sollte aus drehbaren, mit Maschinenwaffen bestückten Panzertürmen erfolgen.

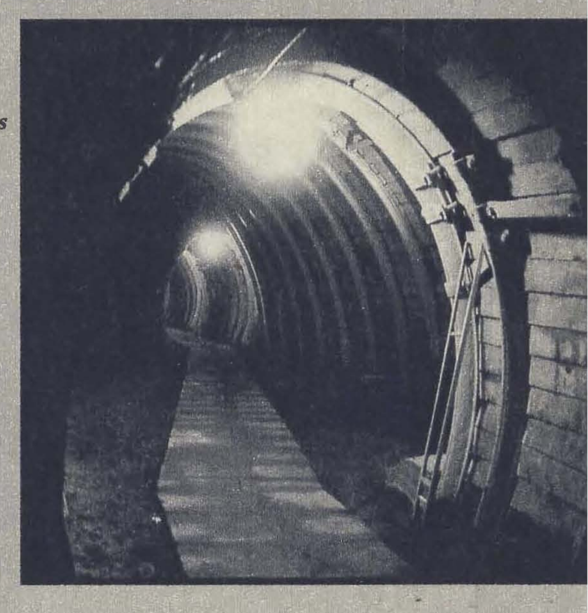
Die Artillerieforts, meist im zweiten Verteidigungsstreifen gelegen und aus einer Gruppe von Infanterie- und Artilleriebollwerken bestehend, sollten sich durch besondere Standhaftigkeit auszeichnen; zu ihnen gehört auch die Anlage in Dobrošov. Mit der Hauptbewaffnung, speziell konstruierte Festungs-Schnellfeuergeschütze mit Kaliber 80 bis 100 mm, sollte das Feuer aus Flankenkasematten geführt werden. Dem Schutz des Vorfeldes



kertyp mit leichten oder schweren Maschinengewehren ausgerüstet. Die Beobachtung des Geländes sollte mit Periskopen erfolgen. Zur Beleuchtung im Bunker dienten Petroleumlampen, Trinkwasser hätte man mitnehmen müssen.

Geräumiger und widerstandsfähiger baute man die Infanteriebunker aus. Die Wände aus Stahlbeton sind eineinhalb bis dreieinhalb Meter stark und halten mindestens zwei Volltreffer aus 152-mm-Haubitzen an gleicher Stelle aus; als die Faschisten 1940 ein solches Experiment anstellten, erwies sich die Richtigkeit der Berechnungen. Einige Anlagen, die an besonders wichtigen Stellen errichtet wurden, waren sogar gegen Treffer aus 305-mm-Geschützen gefeit. Die weiträumigen Bollwerke, für die 1200 bis 2000 Kubikmeter Beton sowie ein bis 1,6 Tonnen Armiereisen verwendet worden waren, hatten Besat-

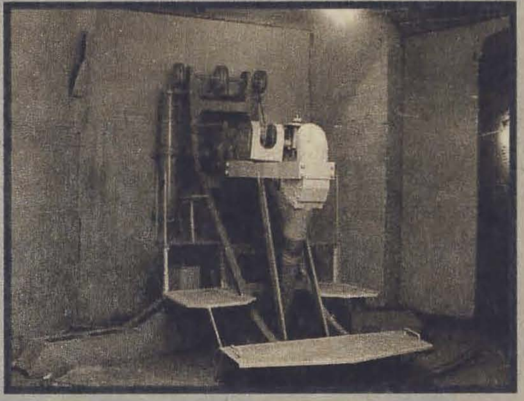
Oben: Das Ergebnis des Experiments der Faschisten, zwei Volltreffer an gleicher Stelle, doch die Wände halten. Mitte: Das Infanteriebollwerk Jeráb heute. Unten: In 37 Metern Tiefe der Verbindungsgang zwischen Zelený und Můstek.



sollte auch hier ein drehbarer, zugleich aber auch ein- und ausfahrbarer Panzerturm dienen. Einzelne Bunker dieser Anlagen sollten unterirdisch miteinander verbunden werden; etwa 30 bis 40 Meter unter der Erdoberfläche waren Lagerräume für Munition und Treibstoff sowie die Installation der Maschinenräume und Transportaufzüge vorgesehen. Überdies sollten Elektrobahnen fahren. Der ursprünglich für 1942 geplante Abschluß der Bauarbeiten wurde schon nach einem Jahr auf 1946 verlegt. Die faschistische Okkupation erfolgte lange vor Fertigstellung der Befestigungsanlagen am 1. Oktober 1938. Das, was bereits stand, mußte kampflos übergeben werden, denn obwohl die UdSSR am 2. September ihre Bereitschaft bekräftigt hatte, der ČSR notfalls auch militärisch zu helfen, fügte sich die bürgerliche Regierung in Prag dem von Hitler in die Wege geleiteten, von Frankreich, Großbritannien und Italien mitunterzeichneten Diktat von München.

Am Ende des Rundganges sagt mir Václav Kaplan: „Die Armee war damals mobilisiert, die Befestigungen aber befanden sich noch im Bau. Die Anlage von Dobrošov ging ihrer Vollendung entgegen. Sie hatte ja eine besondere strategische Bedeutung, denn gegenüber, aus dem Raum Glatz – heute Klodzko in der polnischen Wojewodschaft Wałbrzych – hätten schnelle Panzerverbände in einem Tag Prag erreichen können. Mit der angebotenen sowjetischen Hilfe wäre eine hinlängliche Verteidigung sicher möglich gewesen. Aber es war so, wie sich der ehemalige Unteroffizier erinnert: unsere Soldaten wollten kämpfen, doch die bürgerliche Regierung fiel ihnen in den Rücken. Heute ist das befreundete und mit uns verbundene Polen unser Nachbar. Wir brauchen also die Befestigungen nicht mehr. Sie zu schleifen, würde sehr viel Geld kosten. Also muß Gras wachsen über sie. Aus der Festung Dobrošow haben wir ein Museum gemacht, das die Entschlossenheit unserer Völker zum Kampf gegen den Faschismus bezeugt. Jeder, der will, kann hierherkommen und es sich ansehen."









Der unterirdische Teil des Artilleriebollwerkes Zelený ist für Besucher völlig zugänglich. Im oberen Teil sind in den Flankenkasematten die Modelle von 100-mm-Festungsschnellfeuergeschützen zu betrachten.

AR dankt der Redaktion „Československy vojak" sowie dem Kreismuseum Náchod für die Unterstützung

Kampfpanzer C-1 Ariete (Italien)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	48 t
Länge m. Kanone	9,52 m
Breite	3,61 m
Höhe	2,45 m
Bodenfreiheit	0,44 m
Antrieb	1 V-12-Dieselmotor
Leistung	872 kW
Höchstgeschwindigkeit	65 km/h
Fahrbereich	550 km
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	2,1 m
Grabenüberschreitfähigkeit	3,0 m
Bewaffnung	1 Glattrohrkanone 120 mm 1 Koaxial-MG 7,62 mm 1 Fla-MG 7,62 mm
Besatzung	4 Mann

Der italienische Rüstungskonzern OTO Melara stellte 1986 den ersten Prototyp dieses neuen Kampfpanzers für die italienischen Streitkräfte vor. 250 bis 350 C-1 Ariete sollen bis 1992 die 300 amerikanischen M60 A1 ablösen.



Kampfhubschrauber BO 105 (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Startmasse	2500 kg
Länge	11,86 m
Rotorkreisdurchmesser	9,84 m
Höhe	3,00 m
Antrieb	2 Wellenturbinen
Leistung	2 × 313 kW
Höchstgeschwindigkeit	270 km/h
Reichweite	657 km
Bewaffnung	Luft-Boden-Raketen Panzerabwehrlenk-Raketen TOW
Besatzung	5 Mann

Mitte der achtziger Jahre waren mehr als 1000 Hubschrauber BO 105 in 36 Ländern im Einsatz. MBB entwickelte daraus eine leichte Panzerabwehr-Variante. An deren nach außen verlagerten Lastenträgern befinden sich die Startvorrichtungen für Luft-Boden- und PALR TOW. Letztere werden über die stabilisierte Visiereinrichtung des zweiten Hubschrauberführers gesteuert. Die Maschine verfügt über ein Doppler-Navigationssystem.

Lastkraftwagen „Pinzgauer" 716D (Österreich)



Taktisch-technische Daten:

Eigenmasse	2200 kg
Nutzmasse	1300 kg
Länge	4,48 m
Breite	1,80 m
Höhe	2,04 m
Bodenfreiheit	0,33 m
Wendekreis	11,7 m
Antrieb	1 Sechszylinder-Dieselmotor
Leistung	77 kW
Antriebsformel	4 × 4
Höchstgeschwindigkeit	120 km/h

Der wassergekühlte Motor des „Pinzgauer" 716D ist mit Abgasturboaufladung versehen. Das Fahrzeug besitzt ein 4-Gang-Automatikgetriebe mit Überbrückungskupplung und pneumatisch geschaltete Differentialsperren. In die Lenkung wurde eine Servo-Unterstützung eingebaut. Alle vier Räder besitzen Scheibenbremsen.

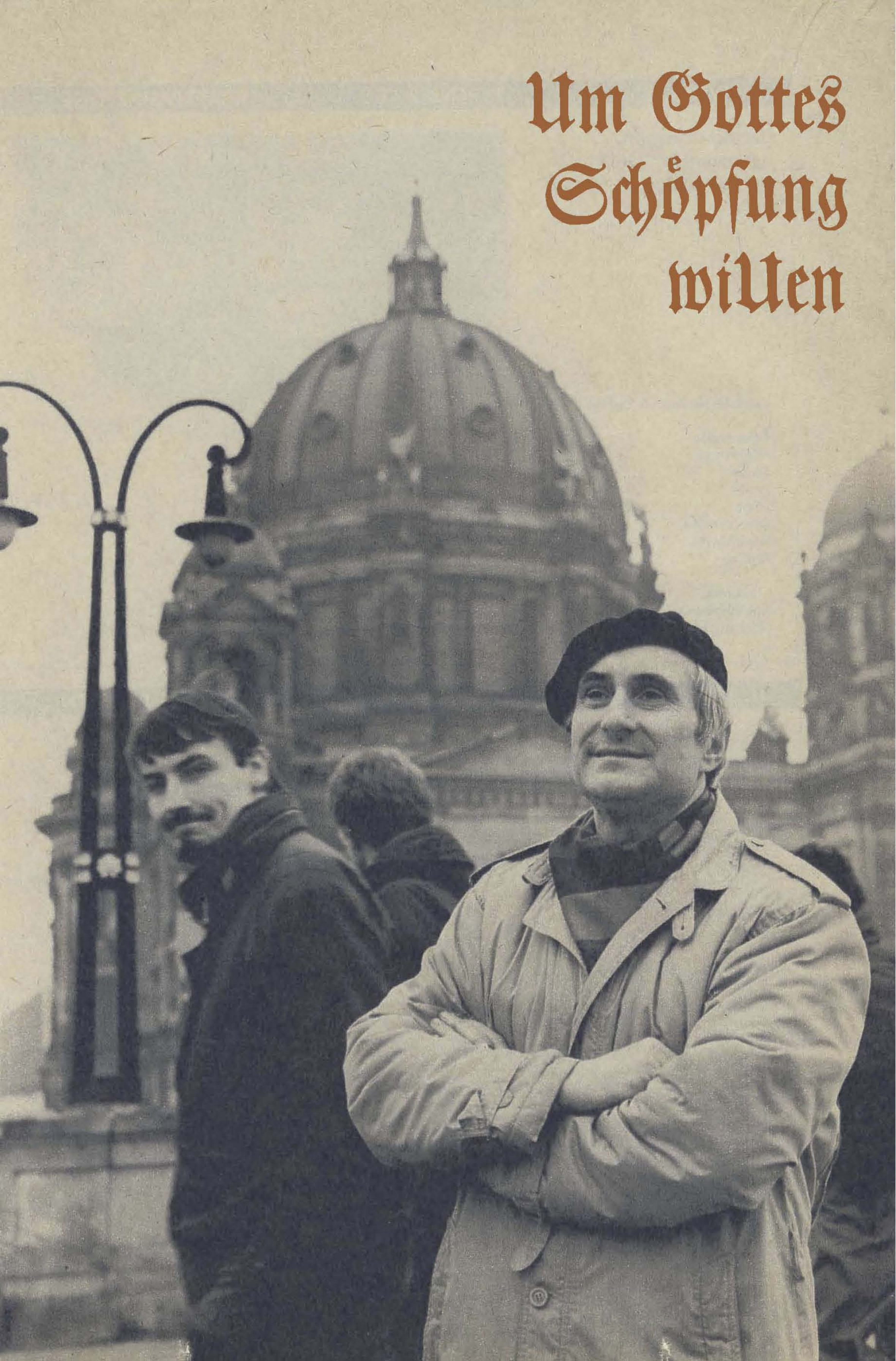
Pistole Astra A-60 (Spanien)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,65 mm
Leermasse	720 g
Länge	168 mm
Lauflänge	89 mm
Höhe	124 mm
Magazininhalt	12 Patronen

Die von der spanischen Waffenfirma Astra in Guernica hergestellte Selbstladepistole gibt es in 2 Ausführungen mit Kaliber 7,65 mm und 9 mm, die sich aber in ihren Abmessungen nicht unterscheiden. Gefertigt ist die A-60 aus Blaustahl mit Griffschalen aus Plast. Testberichten zufolge liegt die Waffe wegen ihres gut ausgearbeiteten Griffes gut in der Hand des Schützen. Alle Bedienelemente lassen sich von dem Schützen mit der Pistole im Anschlag einfach betätigen.


Um Gottes
Schöpfung
willen

Christliche Friedensverantwortung steht im Mittelpunkt eines Gesprächs mit Dr. Heinrich Fink, Professor für Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Herr Professor, Sie sind Synodaler der Berlin-Brandenburgischen Kirche und Vorsitzender der Christlichen Friedenskonferenz in der DDR. Welche ethisch-moralische Grundposition bestimmt Ihr umfangreiches Engagement in der Friedensbewegung unseres Landes und über dessen Grenzen hinaus?

Es ist die Bibel, und zwar die ganze – das Alte und das Neue Testament. Im Alten Testament ist die Frage nach der Realisierung des Shalom – des Friedens – einem jeden als bindende Verpflichtung aufgegeben, der zum Volke Israel gehört. Shalom heißt, nach dem Wohlergehen der Menschen zu fragen, nach der Erhaltung der Schöpfung; und es bedeutet die Möglichkeit, jedem eine Zukunft zu geben. Im Neuen Testament ist es die sogenannte Bergpredigt, in der ein Christ sich verantwortlich weiß für jeden Menschen. Auch für seinen Feind. „Liebet eure Feinde" heißt ja nicht, daß der Feind durch meine Liebe verschwindet. Zuerst einmal habe ich den Menschen so anzunehmen, wie er ist und sich mir offenbart. Dann aber muß ich ihm die Möglichkeit einräumen, sich zu verändern. Auch wenn ich meinen Feind liebe, wird er noch lange Zeit Feind bleiben. Ich gebe ihm aber die Chance, mich kennenzulernen und mit mir Frieden zu schließen. Feindesliebe ist ein Prozeß der Entfeindung. Auf den Weg in mein Friedensengagement haben mich wesentlich auch Menschen gebracht, die in sehr schwierigen Situationen ihr Christsein praktizieren mußten; zum Beispiel Martin Niemöller, U-Boot-Kommandant im ersten Weltkrieg, oder Dietrich Bonhoeffer, am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg ermordet, und Martin Luther King, 1968 erschossen. Ihr Beispiel, die Vision von einer Welt ohne Waffen zu nähren, war mir Vorbild.

Gewöhnlich sind es aber doch mehr oder weniger die Lebensumstände und eine Vielzahl persönlicher Erfahrungen, die unser Handeln prägen ...

Das kann ich bestätigen. Ich bin 1935 in Bessarabien am Schwarzen Meer geboren, mit meinen Eltern im Jahre 1940 – der Hitler-Stalin-Vertrag war unterzeichnet – nach Polen ausgesiedelt, um dieses Land „germanisieren" zu helfen, dann 1945 geflüchtet und, vom Krieg getrieben, kurz vor Sprengung der Brücken über die Oder gekommen. Und Tieffliegerangriffe haften mir noch immer im Gedächtnis. Für mich ist Krieg ein lebendiges Kindheitsmuster, und sein Erleben hat meine Berufswahl stark beeinflußt. Während des Theologiestudiums wurde ich durch Heinrich Vogel geprägt, den Mitbegründer der Christlichen Friedenskonferenz. Und ich bin durch ihn und Emil Fuchs, dem der DEFA-Film „Einer trage des anderen Last" gewidmet ist, zur CFK gestoßen. Sie ist eine Art Anti-Atombewegung. Sie wurde 1958 in der Zeit des kalten Krieges als eine christliche Friedensbewegung gegründet, die sich konsequent gegen nukleare Aufrüstung und Rassendiskriminierung einsetzt – eine internationale Friedensbewegung, deren Mitarbeiter in allen Erdteilen zu finden sind. Vieles hat sie bei mir relativiert und so die Hoffnungen der Schwestern und Brüder in den lateinamerikanischen und anderen Ländern der Dritten Welt auf eine Zukunft ohne Hunger und Ausbeutung in den Vordergrund gerückt. Das heißt für mich Sozialismus. Ihn haben sie in der DDR entstehen sehen, und diese Hoffnung dürfen wir ihnen nicht nehmen.

Gemeinsam mit dem Kommunisten Kurt Goldstein, der christlichen Schriftstellerin Rosemarie Schuder und vielen anderen Persönlichkeiten des Landes zählen Sie zu den

Unterzeichnern des „Appells der 89“, in dem weltweit totale militärische Abrüstung bis zum Jahr 2000 und zu ihrer Beförderung beispielhaftes Vorangehen der DDR verlangt werden; eine die Gorbatschowsche Vision weit übertreffende Vorstellung ...

Den „Appell 89“ habe ich ganz bewußt zusammen mit Kommunisten unterschrieben. Weil ich nach wie vor davon überzeugt bin, daß wir das gleiche Ziel verfolgen: dieser unserer Welt den Frieden zu erhalten. Nie wieder darf es sein, daß Christen und Kommunisten sich erst in einem KZ kennenlernen und dort vom gemeinsamen Feind gequält werden. Unser neuer Feind aber – das ist die atomare Bedrohung, gegen die wir uns zu verbünden haben. Ja, wir wollen weltweit totale Abrüstung. Und ich meine in der Tat, daß hierbei die DDR beispielhaft vorangehen sollte. Gorbatschow hat den Menschen Hoffnung gegeben, und wir sollten eingedenk des Schwurs von Buchenwald – „Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg!“ – in diesem durch unseren Appell hervorgehobenen Bündnis für eine Welt ohne Waffen auch einstehen.

Verbirgt sich hinter solch durchaus begrüßenswerter Forderung nach totaler Abrüstung nicht doch mehr der Wunsch denn die Realität als der Vater des Gedanken?

Ich denke da an einen geordneten, schrittweisen Prozeß der Abrüstung, der durch uns begonnen und weltweit nicht nur respektiert, sondern auf Vertragsbasis von allen Mitgliedstaaten der sich gegenüberstehenden Paktsysteme dann – unserem Anstoß folgend – einvernehmlich vollzogen wird. Ein unbestritten komplizierter, aber nicht unmöglicher Prozeß. Und unsere Hoffnung, ihn bis zum Jahre 2000 beendet zu haben, sollte den Gang der Dinge beschleunigen und unser Friedensbemühen verstärken. Um aber abrüsten zu können, bedarf es außer solcher Absicht auch kundiger Soldaten.

Eine interessante Schlußfolgerung, die für ausnahmslos alle wehrfähigen Bürger unseres Landes – unabhängig von weltanschaulichen Überzeugungen – gültig sein dürfte ...

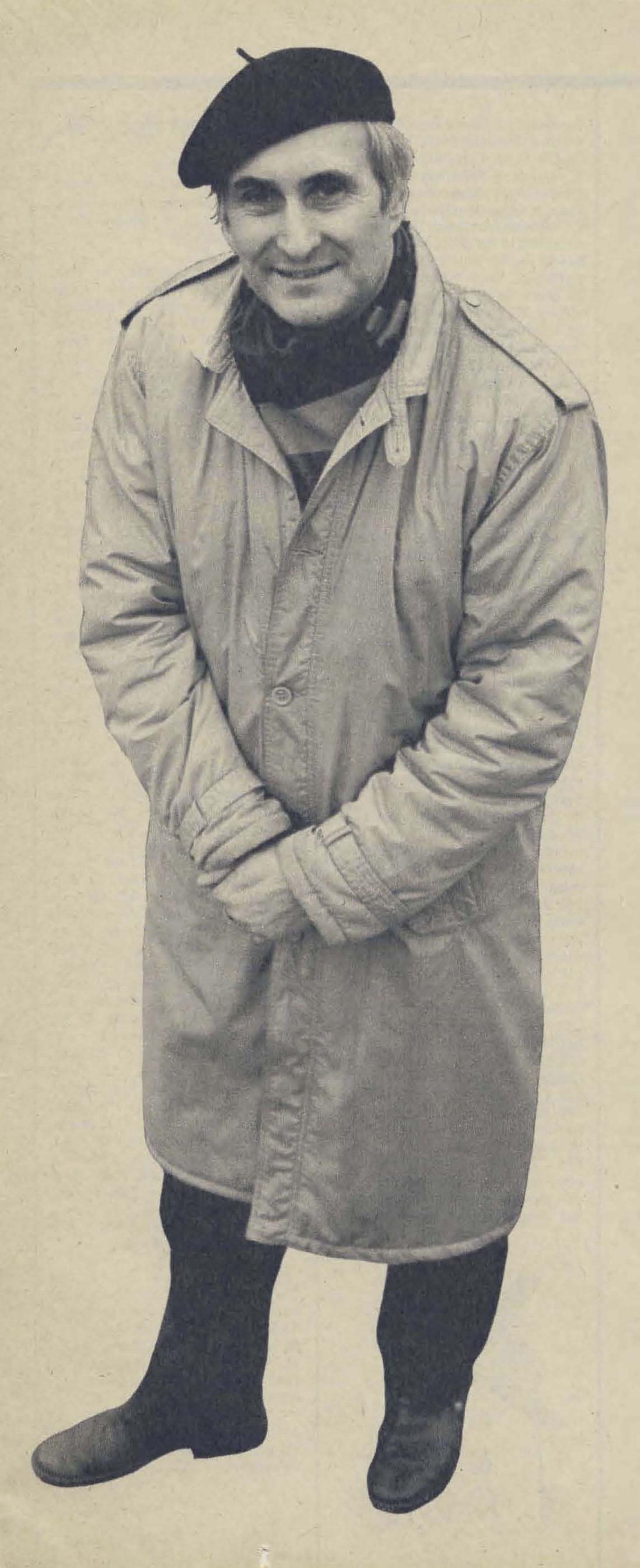
Soldatsein kann man nicht mit dem Evangelium begründen oder christlich motivieren. Wie jeder Nichtchrist ist auch jeder Christ hierzulande Staatsbürger und wird sich so den Gesetzen unterordnen. Es ist eine Gewissensentscheidung und eine staatsbürgerliche Entscheidung. Ich hoffe natürlich, daß jeder unserer Soldaten, egal ob wehrpflichtig oder von Berufs wegen, sein Waffenhandwerk nie in einem Ernstfall anwenden muß. Daher begrüße ich auch sehr, daß es in der DDR nun einen zivilen Ersatzdienst gibt, der keine verordnete Gewissensprüfung voraussetzt, sondern dem einzelnen die Entscheidung überläßt.

Also werden mehr denn je junge Christen ernsthaft ihr Gewissen befragen wollen: Folge ich der Einberufung zum aktiven Wehrdienst, oder beantrage ich zivildienstlichen Einsatz? Bedarf es aber in diesem Falle nicht doch christlicher Mahnung, in staatsbürgerlicher Verantwortung existenzerhaltend zu entscheiden und zu handeln?

Ich muß es noch einmal sagen: Als Christ bin ich immer auch Staatsbürger und werde als solcher in politischer Notwendigkeit entscheiden. Und solange sie den Dienst in der Armee einschließt, sollte ich mich dieser Notwendigkeit nicht entziehen. Christen in Nikaragua zum Beispiel betrachten ihre aktive Teilnahme an der Verteidigung der Revolution als ein politisches Erfordernis. Und wir erleben Christen in der DDR, die eine vertretbare Möglichkeit staatsbürgerlich verantwortlichen Wirkens im zivilen Ersatzdienst sehen. Ich meine: Stets ist die Frage der Situation und gesellschaftlichen Relevanz solchen Entschlüssen voranzustellen und zu diskutieren.

Das wollen wir bekräftigen. Könnte sich ein gläubiger Christ in diesem Sinne zu den Grundsätzen der Militärdoktrin unseres Staates guten Gewissens bekennen?

Nachdem ich die Konzeption für die öffentliche Diskussion des Entwurfs einer Militärdoktrin der DDR aufmerksam



gelesen habe, kann ich Ihre Frage nur bejahen. Und ich will es begründen: Für mich ist sehr wichtig, daß Krieg kein Mittel zum Erreichen politischer Ziele ist, und daß Androhung und Anwendung militärischer Gewalt zur Lösung von Streitfragen und Widersprüchen zwischen Staaten und Völkern abgelehnt werden. Und wir sind gut beraten, indem wir endlich erkennen, daß weder ein Volk noch ein Staat feindliche Ideologien gegen andere aufbauen dürfen. Wie gut ist das für unsere Kinder, denen die Anerziehung ideologischer Feindbilder und Haßgefühle künftig erspart bleiben soll. Mit der tiefgreifenden Umgestaltung in unserem Land haben wir die große, freilich auch zerbrechliche Chance, uns eine von Kriegsangst, Ausländerfeindlichkeit und Neofaschismus freie Zukunft zu geben. Und wir alle sollten zusammenstehen und gemeinsam diese Chance wirklich nutzen, damit sie einen wahrhaft sicheren Frieden für Europa und die Welt gebiert.

*****

Für das Gespräch bedankt sich Oberstleutnant Heiner Schürer.

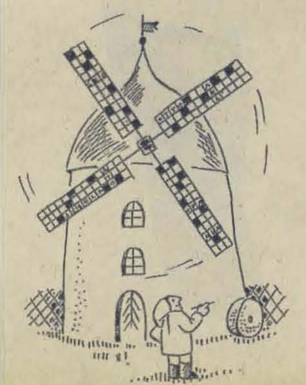
Bild: Manfred Uhlenhut

AR PREISRÄTSEL

Waagerecht: 1. Sowj. Schwarzmeerort, 4. Bestimmungsgröße, 10. Verbrennungsrückstand, 13. Kommandostelle, 14. Pflanzenkrankheit, 15. Autor des Romans „Brennende Theiß", 16. Brennstoffbehälter, 17. Gestalt aus „Der zerbrochene Krug", 18. Scheitelpunkt des Himmels, 19. nordung. Stadt, 21. Stadt auf der jap. Insel Sado, 23. Gebührenordnung, 25. Trennwerkzeug, 28. Stadt im Südosten Kanadas, 31. jap. Reiswein, 33. Kreisstadt im Bezirk Magdeburg, 35. Teil der Funkanlage, 36. deutsche Spielkarte, 37. Getreidespeicher, 38. Kunstrichtung, 41. Straßen-, Gebäudezug, 44. Schiffsmanöver, 48. südwestbulg. Gebirge, 49. deutscher Dichter des 18./19. Jh., 54. Niederschlag, 55. Gewässer, 56. Arbeitsnorm (Abk.), 57. Verdienst, 62. Ballettsolistin, 66. deutscher Zeichner und Karikaturist, gest. 1929, 69. Nebenfluß der Rhône, 71. aromatisches Getränk, 72. Stadt im Bezirk Halle, 75. Dramengestalt Büchners, 76. braune Farbe, 77. saurer Fruchtbonbon, 79. Ringelwurm, 80. Honigwein, 81. Windschatten, 82. Stadt im Erzgebirge, 83. Stacheltier (u. N.), 86. mittelital. Stadt, 87. hühnergroßer Wasservogel, 88. Salzlösung, 90. Gemüsepflanze, 91. Operngestalt bei Gotovac, 93. Baustoff, 94. Detonation, 96. berühmter Architekt, 100. Symbole der Macht und Würde, 105. schwedischer Name einer finnischen Stadt, 107. griech. Buchstabe, 108. Wohlwollen, 109. Bezeichnung für slawische Stämme im Mittelalter, 111. Strom in Vorderindien, 112. Verkehrsdelikt, 116. Ungezogenheit, 119. Angebot, 123. Beleidigung, 124. deutscher Physiker, gest. 1905, 125. Hauptstadt von Iran, 127. Fleischspeise, 130. Jagdtasche, 131. Kalkberge im Nordwesten von Kuibyschew, 135. altes Längenmaß, 136. Musikzeichen, 138. schottischer Fluß, 139. Stadt auf Honshu, 142. Haupt-, Leitgedanke, 143. afrikanisches Liliengewächs, 144. sagenhafter Keltenkönig, 145. bauchiges Hanseschiff, 146. Romangestalt bei Jules Verne, 147. Weberkamm, 148. Hauptstadt von Tibet, 149. Aufhebung der Schmerzempfindlichkeit, 150. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper".

Senkrecht: 1. körnig gemahlener Weizen, Reis oder Mais, 2. tierische Brut, 3. Stadt in Belgien, 4. Betreuer, 5. Variante, 6. Reiterlein im Sternbild Großer Bär, 7. Bestandteil tierischer Fette, 8. Muse der Liebesdichtung, 9. Oper von Massenet, 10. Kinderzeitschrift in der DDR, 11. Modetanz des 19. Jh., 12. Eintritt, 20. Wohlwollen, 22. Stadt im Bezirk Erfurt, 24. chem. Element, 26. europäischer Vulkan, 27. Schwimmvogel, 29. Früchte, 30. Roman von Stanislaw Lem, 31. südfranz. Hafenstadt, 32. Beingelenk, 34. Eier von Wassertieren, 35. Doppelsalz, 38. Schreibunterlage, 39. altrömische Hausgeister, 40. Instrumentalsatz mit mehrfach wiederkehrendem Thema, 42. Ansprache, 43. männl. Vorname, 45. Gesichtsmaske, 46. ital. Tenor, gest. 1957, 47. Gestalt der german. Sage, 50. Verschlußteil, 51. Frühling, 52. Erfrischung, 53. Stadt auf Honshu, 58. Flüßchen im Harz, 59. Fluß in Transkaukasien, 60. Warnungszeichen, 61. engl. Bier, 63. Hafenstadt der Kanarischen Inseln, 64. Stille, 65. die Freundin Till Ulenspiegels, 67. dreifacher Fußball-Weltmeister, 68. Kunststoff, 69. marderartiges Raubtier, 70. deutscher Regisseur, gest. 1966, 73. Blutsverwandter väterlicherseits, 74. weibl. Vorname, 76. Satz, Serie, 78. franz. Schriftsteller des vor. Jh., 84. Festkleidung, 85. Ton, 88. Ölpflanze, 89. Schlafstelle auf Schiffen, 92. Tip, Hinweis, 94. Gipfel des Kilimandscharo, 95. Tücke, 96. deutscher Komponist, gest. 1916, 97. Winkelfunktion, 98. Denksportler, 99. Ferment des Wiederkäuermagens, 101. heftige Verneinung, 102. Haltevorrichtung, 103. Bewohner eines Staates in Südasien, 104. Feuchtigkeit, 106. oberster nordischer Gott, 107. Sandwurm, 109. altgriech. Sänger, 110. Gestalt der griech. Sage, 113. griech. Gott, 114. Nebenfluß der Fulda, 115. Stockwerk, 116. Staat der USA, 117. oberital. Fluß, 118. alte chinesische Münze, 120. Fest, Fete, 121. Nadelbaum, 122. Stück vom Ganzen, 125. chem. Element, 126. Operettengestalt bei Offenbach, 128. Klagelied, 129. Eiskunstläufer aus der ČSSR, gest. 1989, 131. Empfangsraum, 132. Wunschbild, 133. Quellfluß des Ubangi, 134. finnischer See, 136. Hauptstadt der JAR, 137. Kamelgattung der Andenländer, 140. Opernlied, 141. Schriftstück.

PREISFRAGE:
Die Buchstaben in den Feldern 60, 69, 63, 67, 125, 26, 112, 131, 4, 119, 96, 28, 44, 62, 66, 57, 100, 11, 49, 127 und 129 ergeben in dieser Reihenfolge eine der Soldatenauszeichnungen. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 4. 1990. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 4/90. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin, 1055.



Auflösung aus Heft 2/90

Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Hundertschaftskommandeur. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

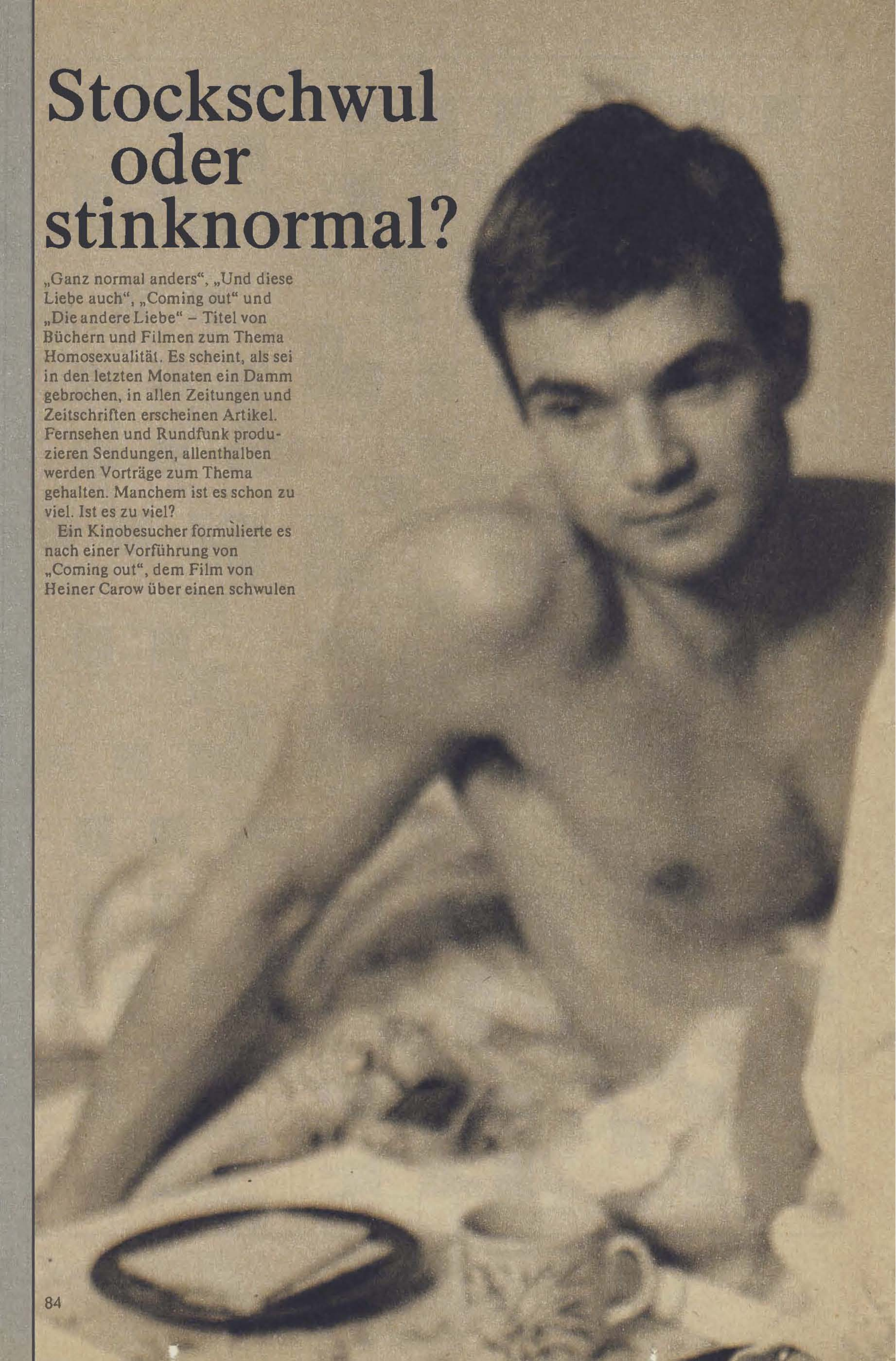
Waagerecht: 1. Medeo, 4. Elen, 7. Mare, 10. Niete, 13. Kemi, 14. Edda, 15. Trage, 17. Unterlage, 18. Dante, 20. Nuri, 22. Sake, 23. Lear, 25. Mures, 28. Stele, 31. Tran, 33. Tein, 35. Reise, 36. Ethe, 38. Los, 40. Amin, 41. Eins, 42. Ren, 44. Tarar, 45. Emile, 46. Travertin, 50. Doline, 54. Nansen, 57. Terni, 58. Ais, 60. Kreta, 61. Pace, 63. Fallada, 64. Sekt, 67. Element, 69. Malerei, 70. Erie, 72. Lama, 74. Motte, 77. Seger, 78. Speer, 81. Hase, 82. Aken, 83. Tritt, 85. Rabat, 88. Leere, 91. Eder, 92. Teig, 93. Rastral, 97. Okarina, 101. Area, 102. Kantate, 105. Iran, 106. Tango, 108. Aus, 109. Lache, 111. Salami, 113. Haspel, 116. Sassafras, 120. Deich, 121. Tadel, 122. Tee, 124. Atem, 126. Bola, 127. Ket, 129. Werk, 131. Laden, 132. Kola, 135. Mira, 137. Eeden, 139. Regel, 141. Gran, 144. Alge, 146. Elea, 148. Lende, 149. Rangliste, 151. Anden, 152. Leim, 153. Elan, 154. Elend, 155. Fama, 156. Ahne, 157. Dürre.

Senkrecht: 1. Motel, 2. Diana, 3. Oker, 4. Emu, 5. Liner, 6. Nielsen, 7. Melasse, 8. Regle, 9. Ede, 10. Nada, 11. Einer, 12. Egeln, 16. Gurt, 19. Akte, 21. Iml, 22. Set, 24. Ero, 26. Unart, 27. Erika, 29. Teint, 30. Lesen, 32. Ale, 34. Eirene, 37. Heirat, 38. Lied, 39. Stil, 42. Reis, 43. Neon, 47. Reif, 48. Emil, 49. Inka, 51. Oral, 52. Item, 53. Eren, 54. Newa, 55. Nase, 56. Ecke, 58. Allee, 59. Saale, 61. Perm, 62. Cent, 65. Erbe, 66. Tier, 68. Tenakel, 69. Marengo, 71. Isere, 73. Arate, 75. Ohr, 76. Tat, 79. Poe, 80. Err, 83. Tara, 84. Ilse, 86. Arena, 87. Atlas, 89. Emir, 90. Eman, 94. Arda, 95. Tata, 96. Arni, 98. Koch, 99. Ries, 100. Nabe, 102. Koma, 103. Tuba, 104. Elba, 107. Ameise, 110. Handel, 111. Samt, 112. Lade, 114. Pulk, 115. Laut, 116. Shake, 117. Seele, 118. Rhone, 119. Stake, 123. Epi, 125. Managua, 126. Bernina, 128. Eva, 129. Wald, 130. Ree, 133. Ole, 134. Agen, 135. Melde, 136. Range, 138. Drama, 140. Goten, 142. Radar, 143. Nonne, 145. Geld, 147. Land, 149. Rif, 150. Ele.

Die Gewinner unserer Preisaufgabe aus AR 11/89 waren: Sonja Gruner, Altenburg, 7400, 25,– M; Soldat Bernhardt, Neubrandenburg, 2007, 15,– M, und Betti Wiese, Laage, 2603, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein
Vignette: AR-Leser Wolfgang Schlegel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
13 14
15 16 17 18
19 20 21 22 23 24
25 26 27 28 29 30 31 32
33 34 35
36 37
38 39 40 41 42 43 44 45 46 47
48 49 50 51 52 53 54
55 56
57 58 59 60 61 62 63 64 65
66 67 68
69 70 71 72 73 74
75 76 77 78 79
80 81 82
83 84 85 86 87 88 89
90 91 92 93
94 95
96 97 98 99 100 101 102 103 104
105 106 107
108 109 110 111
112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122
123 124
125 126 127 128 129
130 131 132 133 134 135
136 137 138 139 140 141
142 143 144 145
146 147
148 149 150



Stockschwul oder stinknormal?

„Ganz normal anders“, „Und diese Liebe auch“, „Coming out“ und „Die andere Liebe“ – Titel von Büchern und Filmen zum Thema Homosexualität. Es scheint, als sei in den letzten Monaten ein Damm gebrochen, in allen Zeitungen und Zeitschriften erscheinen Artikel. Fernsehen und Rundfunk produzieren Sendungen, allenthalben werden Vorträge zum Thema gehalten. Manchem ist es schon zu viel. Ist es zu viel?

Ein Kinobesucher formulierte es nach einer Vorführung von „Coming out“, dem Film von Heiner Carow über einen schwulen



Lehrer, so: „In diesem Thema steckt so vieles drin. Wer kennt die Angst nicht, an sich Züge zu entdecken, die öffentlich nicht gerade gelobt werden? Wer weiß nicht, wie schwer es manchmal fällt, sich zu bekennen, die Wahrheit zu sagen? Wer hat noch nie die Erfahrung gemacht: Du bist plötzlich ganz allein? Ich bin nicht schwul, aber diesem Lehrer fühle ich mich ganz menschlich verbunden."

„Andersrum" – ein Thema zur Wende?

Wissenschaftler schätzen etwa 750 000 vorwiegend homosexuell empfindende Menschen in der DDR. Die meisten davon leben versteckt. Versteckt, das heißt: Mit niemandem darüber sprechen können. Keinen Partner finden. Angst haben vor dem Entdecktwerden. Einsamkeit, Alkohol, Selbstmord gar. Man muß nicht homosexuell sein, um die Erfahrung gemacht zu haben: Dinge, über die man nicht spricht.

Die Wende in unserem Lande ist vor allem auch eine Chance. Eine Chance für solidarisches Leben, für Aufgeschlossenheit und menschliche Wärme. Das könnte uns künftig davor bewahren, aus Angst vor Einsamkeit, vor dem Ausgeschlossensein unsere Eigenarten zu verstecken, uns anzupassen an das „Normale".

Toleranz allein reicht dafür nicht aus. Mit der Duldung Anderslebender und Andersdenkender ist es nicht getan. Wir müssen lernen, sie zu brauchen. Ihre Erfahrungen beispielsweise.

Christian M.: „Ich konnte mich selbst wieder achten, als ich begriff, daß die verbreiteten Vorstellungen von Normalität für mich nicht akzeptabel sind. Irgendwie bin ich sogar froh über mein coming out. Das ging ja über das Sexuelle hinaus. Wenn heute irgend jemand etwas als selbstverständlich oder natürlich, als normal oder üblich bezeichnet, dann werde ich mißtrauisch. Es spielt keine Rolle, ob die Menschheit vielleicht 200 Jahre lang Heterosexualität für selbstverständlich hielt. Die Langlebigkeit von Vorurteilen ist doch kein Beweis für ihre Richtigkeit."

Jörg L.: „Ich akzeptiere für mich die Trennung in Privates und Öffentliches nicht mehr. Seit ich sagen kann: Ich bin homosexuell, will ich auch in anderen Bereichen nicht mehr zwei Gesichter haben."

Kritikfähigkeit gegenüber gelernten Normen und Werten heißt auch, ungestellte Fragen zu stellen; das eigene Denken zu überprüfen, eben: neues Denken, die eigene Toleranz in Frage stellen, die Selbstgerechtigkeit aufbrechen, mit der wir meinen, Vorurteile hätten nur die anderen.

Kersten F.: „Ich persönlich habe gar nichts gegen Leute, die so sind. Sie haben ihre Bedürfnisse und haben es schwer genug damit."

Andreas St.: „Ich finde Toleranz sehr wichtig. Es gibt doch immer noch genug Menschen, die Homosexualität pervers finden, die sollte man aufklären."

Klaus N.: „Für mich und viele in meinem Alter ist Homosexualität etwas ganz Normales. Warum so viel darüber reden? Ich akzeptiere es, aber ich bin dafür nicht zu haben. Basta. Es gibt genügend andere Probleme."

Vor allem in der jüngeren Generation sind solche Auffassungen verbreitet. Die negative Wertung der Homosexualität ist schon nicht mehr selbstverständlich. Aber die Homosexuellen bleiben „Die Anderen". Akzeptanz ohne Verständnis?

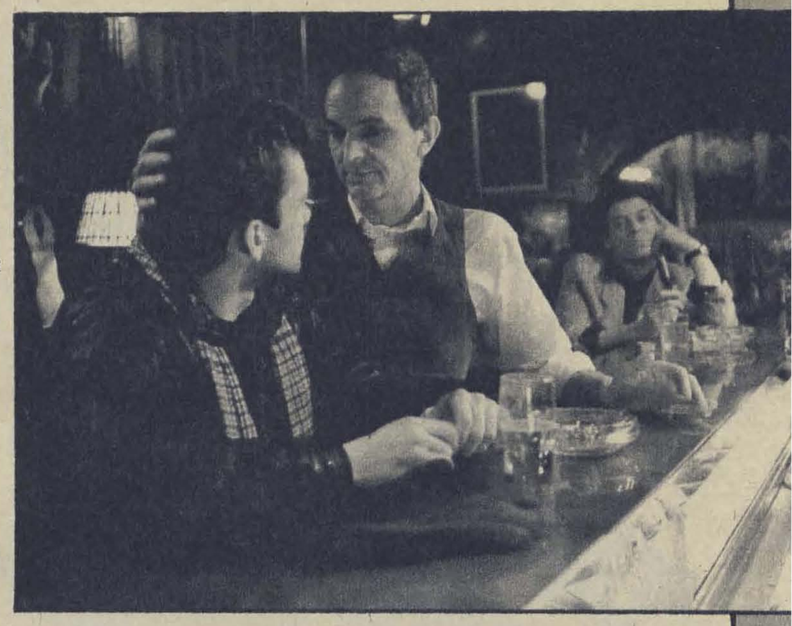
Menschen begreifen ihre Umwelt durch Abgrenzungen, Verallgemeinerungen, Vergleiche – eben in Begriffen. Das heute gebräuchliche Wort für gleichgeschlechtliche Orientierung führte der ungarische Schriftsteller Benkert im Jahre 1869 ein: homosexuell, im Gegensatz zu heterosexuell. Im Unterschied zu anderen Bezeichnungen in dieser Zeit sollte der Begriff nicht mehr wertend, sondern sachlich beschreibend sein. Homosexuell heißt nicht mehr und nicht weniger als ein sexuelles Empfinden, das auf Personen des gleichen Geschlechts gerichtet ist. Diese Eigenschaft läßt keinerlei Rückschlüsse auf bestimmte Verhaltensweisen, typisch homosexuelle Körpermerkmale etwa oder geistige Fähigkeiten, zu. Es ist nicht Benkerts Schuld, wenn in Wissenschaft und Alltag der nachfolgenden Jahrzehnte Menschen mit diesem Begriff auf ihr geschlechtliches Dasein reduziert wurden. „Aha, ein Homosexueller", wie oft meinen auch wir, dann schon alles zu wissen.



Der verallgemeinernde Gebrauch von „homosexuell" hat noch einen weiteren Effekt, ganz banal: Es wird streng zwischen homo- und heterosexuellen Menschen unterschieden. Oder anders: Homosexuelle können nicht heterosexuell und Hetero-

sexuelle nicht homosexuell ... Für die naturwissenschaftliche Forschung der vergangenen Jahrhunderte war die deutliche Abgrenzung so notwendig wie produktiv, für uns wird sie heute zunehmend problematisch. Kulturwissenschaftliche Forschungen lassen den Schluß zu, daß es bis zum Ausgang des Mittelalters eine solche Ausschließlichkeit in der Praxis nicht gab. Und im Jahr 1947 veröffentlichte der Amerikaner Kinsey eine damals sensationell wirkende Studie über die sexuellen Erfahrungen von Männern und Frauen im Nachkriegsamerika. Die wesentliche Aussage des Kinsey-Reports lautete: Die theoretische Unterscheidung in eine große, ausschließlich heterosexuelle Mehrheit und eine kleine, ausschließliche homosexuelle Minderheit stimmt auch heute in der Praxis nicht. Sicher sind die Untersuchungsergebnisse auf DDR-Verhältnisse nicht einfach übertragbar, in ihren Grundaussagen stimmen sie aber mit Trends hierzulande überein. Kinsey kam zu folgenden Ergebnissen: 37 Prozent aller Männer machen in ihrem Leben homosexuelle Erfahrungen bis zum Orgasmus; 50 Prozent aller bis zum 35. Lebensjahr ledigen Männer machen homosexuelle Erfahrungen; 4 Prozent aller Männer sind ihr Leben lang ausschließlich homosexuell. Im geltenden Norm- und Wertgefüge blieben die Einteilung in „Normale" und „Andere" jedoch bestehen. Die Effekte einer solchen erzwungenen Abgrenzung sind kaum zu übersehen:

Im Selbsterfahrungsprozeß während und nach der Pubertät muß sich jeder Mensch für „seine" sexuelle Orientierung entscheiden. Damit fällt er zugleich wesentliche Entscheidungen über seinen künftigen Lebenslauf. Gerade Männer, für die Rollenzwänge und Männlichkeitsideale strenger sind als entsprechende Normen bei Frauen, haben oft große Mühe, ihre homosexuellen Erfahrungen zu verarbeiten. Fast immer heißt das: verdrängen! Und nicht selten schlägt die Abwehr in Aggression gegen Schwule um. Von den mannigfaltigen Möglichkeiten, sexuelle Beziehungen zu kultivieren, werden von vornherein Teile als sozial



unzulässig ausgeschlossen. Das erste Kriterium für Sexualität lautet dann nicht: Wie intensiv ist die Beziehung, wie gut funktionieren körperlicher und geistiger Dialog, sondern: Ist der Partner weiblich oder männlich?

Wissenschaftler haben längst bestätigt, daß die sexuelle Empfindungsfähigkeit des Menschen nicht schon „in den Genen" eindeutig auf Personen des einen oder anderen Geschlechts ausgerichtet ist. Wie tief diese Vorstellung dennoch in uns sitzt und wie stark die daraus resultierende Abwehr ist, wird jeder an sich selbst feststellen können. Wir benötigen ein neues Verständnis von „Norm" und „normal". Die vergangenen Jahre haben uns eindrucksvoll und schmerzhaft deutlich gemacht, daß als normal nicht unbedingt das gelten kann, was öffentlich anerkannt oder allgemein üblich ist. Als normal sollte gelten, was der freien und solidarischen Entfaltung des Individuums entspricht. Das sagt sich einfach und klingt sehr schön. Nur funktioniert es eben noch nicht.

In Normen und Werten widerspiegeln die Menschen ihre realen Lebensverhältnisse, sie lassen sich nicht einfach in den Köpfen verändern. Auf absehbare Zeit wird sich zum Beispiel die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in Familie und Beruf reproduzieren. Sexuelle Freizügigkeit verbietet sich von selbst, solange eheliche Treue eine Vorbedingung für ungestörte Kindererziehung und die Stabilität des ehelichen Haushaltes ist. Von vielen Menschen werden deshalb Diskussionen um Homosexualität als Angriffe auf die Grundwerte der Gesellschaft verstanden. Daß solche Diskussionen aber notwendig sind, zeigen nicht nur die spezifischen Probleme von Schwulen und Lesben, sondern auch die hohen Ehescheidungsraten, die Zahlen über sexuelle Gewalt, über Alkoholismus und Partnerprobleme im Jugendalter. Begreifen wir, daß Homo- und Heterosexuelle solche Probleme gemeinsam haben, dann ist ein erster wichtiger Schritt getan. Mit ihren Arbeitskreisen und Klubs machen die Homosexuellen interessante Gesprächsangebote. Nachdem wir schon gelernt haben, über DIE Schwulen und Lesben zu sprechen, sollten wir jetzt auch lernen, mit ihnen zu reden. Auch über uns.

Unser Autor, Holger Siemann, ist langjähriges Mitglied der „Interdisziplinären Arbeitsgruppe Homosexualität" der Humboldt-Universität Berlin.

Die Fotos zeigen Szenen aus dem Film „Coming out" (DEFA-W. Fritsche).





Der Rat der Mutter

Erzählung von Walter Flegel

Illustration: Werner Ruhner

1.

„Nein"! sagte Mewes und blickte dem Bataillonskommandeur in die Augen. Er sah, daß sie ein wenig dunkler wurden. Seine entschiedene Ablehnung nahm dem Blick des Majors für eine Weile die Kraft. Grohmann hob die Finger der linken Hand und ließ sie mit dem Daumen beginnend auf die Tischplatte zurückschlagen.

Vom Flur herein sprang die Stimme Kaspareks. Sie sprang jeden an. An dieser Stimme hatte Kasparek schon an der Offiziersschule in Löbau geübt und sie sofort eingesetzt, sobald er von einem Vorgesetzten für etwas verantwortlich gemacht worden war. Mit diesem Ton trennt sich Kasparek von den anderen, dämmt er die Bindungen an sie für die entsprechende Zeitdauer aus. Mancher von den Offiziersschülern mochte ihn deswegen nicht. Mewes gehörte anfangs zu denen, die Kasparek um seine Fähigkeiten beneideten. Doch Nachahmung gelang nicht. Die Stimme ist Ausdruck des Wesens.

Major Grohmann legte die Hände übereinander und rieb die Handrücken. Ein kratziges Reiben war zu hören; frostrauhe Finger.

Noch einmal jagte Kaspareks Stimme den Flur der Kompanie entlang und riß Türen auf.

Grohmanns dunkelbraune Augen richteten sich wieder auf Mewes. Die schmalen Brauen des Majors schwangen dünn aus. Vielleicht waren es diese Brauen, die seine hohe, gewölbte Stirn mädchenhaft aussehen ließen. „Wenn ich ihn frage", sagte Grohmann und hob einen Zeigefinger zur Tür hin, „bin ich die Sorge los".

„Er wartet darauf."

Mehr fiel Mewes nicht ein.

Grohmann stand auf und trat ans Fenster, das erst in den oberen Ekken freigetaut war. Er hauchte gegen die Eisschicht, wischte mit der breiten Kuppe seines Mittelfingers, kratzte schließlich mit dem Nagel, bis ein Loch entstanden war. „Ihr Vater, sagte er leise, während er mit einem Auge durch das Eisloch blickte, „ich habe ihn persönlich leider nicht gekannt, er soll nie gezögert haben, neue, höhere Verantwortung zu übernehmen."

„Ich habe ihn gut gekannt", antwortete Mewes. „Vielleicht würde er, wenn er manchmal gezögert oder ‚nein' gesagt hätte, heute noch leben."

Grohmann sagte dazu nichts, wandte sich wieder ins Zimmer um, musterte Mewes freundlich und erklärte: „Wissen Sie, die Zeit ist so, daß wir sensible Offiziere brauchen. Mehr und mehr. Vor allem in den Kompanien."

„Eben", entgegnete Mewes, „ich bin Zugführer erst seit einem knappen Jahr. Und dieses Jahr war schwerer für mich als alle an der Hochschule. Allmählich begreif' ich, was das ist: Offizier."

„Eben", sagte jetzt Grohmann und lächelte wieder. „Eben. Ich lasse Ihnen Zeit bis Montag."

Mewes schüttelte den Kopf, wollte das „Nein" wiederholen, aber der Major ließ ihn nicht zu Wort kommen:

„Jetzt nicht", rief er ihm zu. „Wenn Sie am Montag ablehnen, akzeptiere ich das. Reden Sie mit Ihrer Mutter."

Mewes schwieg. Er begleitete den Major hinaus. An der Haustür verabschiedeten sie sich. Der Leutnant wußte, daß er kein ungestörtes Wochenende haben würde.

2.

Als Mewes das Gebäude wieder betrat, vernahm er aus dem Keller Tischtenninsgeräusche. Er blieb an der Treppe stehen und überlegte, ober er hinuntergehen sollte. Stimmen waren nicht zu hören. Nur die Schläge gegen die Bälle und die klatschenden Schritte der Spieler. Schon nach wenigen Ballwechseln wußte er, wer unten spielt, wer der eine der Spieler war: Kasparek.

Kein anderer schmetterte so hart, so aggressiv wie er. Keiner erkannte an der Platte so rasch die Schwächen des Gegners und nutzte sie so geschickt und erbarmungslos aus wie er.

Schon an der Schule hatte Mewes jedes Mal gegen Kasparek verloren. Immer hatte er sich hartnäckig verteidigt. Die längsten Spiele waren auch hier in der Kompanie die zwischen Kasparek und Mewes. Manchmal hatte Mewes das Gefühl gehabt, nur noch ein paar Minuten länger, ein paar Bälle mehr auf Kaspareks Platte zurückzuschneiden, und er wäre unruhig und ungenau geworden. Schließlich wich Kasparek ihm aus, spielte nur noch bei dem einen oder anderen Turnier gegen ihn.

Mewes zögerte immer noch. Lange waren sie nicht gegeneinander angetreten. Mewes ließ die rechte Hand im Gelenk kreisen. Locker und geschmeidig bewegte sie sich. Dann kreiste er den Arm in der Schulter.

Als sein Vater noch lebte, hatte er an jedem Wochenende, an dem er zu Hause war, zwei bis drei Stunden mit ihm gespielt. Der Vater war ein Angriffsspieler gewesen wie Kasparek, und gegen seinen Sohn rücksichtslos. Aber nicht, um ihn zu schlagen, sondern zu trainieren.

Mewes ging nicht in den Keller, in dem Stille eintrat. Er stieg die Stufen hinauf. Kasparek überholte ihn, rannte an ihm vorbei. Auf dem Flur angekommen, wandte er sich nach Mewes um und fragte: „Was wollte Grohmann?"

„Der Kompaniechef kommt nicht zurück."

Kasparek sagte kein Wort. Aber sein Gesicht sprach. Für Augenblicke sah Mewes in ihm das Gefühl des Triumphes, das Kaspareks Kinn hob und die Mundwinkel ein wenig nach unten lächeln ließ. Mit diesem Gesichtsausdruck reichte der Leutnant jedem Gegenspieler nach dem Sieg die Hand. Kasparek rannte weiter. Mewes blickte ihm nach.

3.

Die Mutter deckte den Kaffeetisch. Freundlich und leise bewegte sie sich. Mewes hatte sie nie schreien hören. Ihre grünen, großen Augen hatten immer mehr Kraft gehabt als ihre Stimme. Sie stellte die Kaffeekanne auf den runden Tisch. Ihr kräftiges Haar mit den grauen Strähnen glitt ihr von rechts her ins Gesicht. Ruhig hob sie es mit den schlanken Fingern nach hinten und setzte sich. Dann nahm sie eine Zigarette, lehnte sich zurück, und Mewes gab ihr Feuer. Ganz ohne Hast rauchte sie.

Sie hatte nicht wieder geheiratet. In den drei Jahren, seit dem tödlichen Herzinfarkt des Vaters, waren Mewes und seine Mutter einander noch wichtiger geworden und näher gerückt. Manchmal hatte der Vater mit ärgerlicher Belustigung gesagt: „Vielleicht wär's besser gewesen, du wärst ein Mädchen geworden."

Als Mewes sich entschieden hatte, Offizier zu werden, hatte sein Vater vor Überraschung lange geschwiegen, die Mutter mißtrauisch angeblickt und schließlich beinahe ratlos gemeint: „Ich war überzeugt ... war ich wirklich, er folgt dir und wird Lehrer." Mehr hatte er nicht gesagt, danach aber das Tischtennisspiel mit seinem Sohn intensiver betrieben als je vorher. Das schien ihm, so wirkte es auf Mewes, die beste Vorbereitung auf das Leben als Offizier zu sein. Er tat alles, um seinen Sohn zu einem aktiven Angriffsspieler zu machen.

Sie tranken Kaffee. Die Mutter verstand zu warten, ohne ein Wort zu sprechen. In dieser unaufdringlichen Ruhe hatte er nie das Gefühl gehabt, aufgefordert zu sein, gedrängt zu werden. Und alles wurde aussprechbar.

„Wie oft sind wir umgezogen?" fragte er seine Mutter.

„Elfmal."

„Vater hat sich aufreiben lassen und aufgerieben. Zur Nadel machen lassen, die ein Loch nach dem anderen stopft."

„Er hat getan, immer, was nötig war."

„Wäre es nicht vor allem nötig gewesen und für uns alle gut, noch zu leben?"

Sie nickte, drückte ruhig die Zigarette im Ascher aus und sagte: „Es gibt Zeiten, da kann einer wie Vater anders nicht leben, als er gelebt hat."

„Ist die Zeit vorbei?" fragte er und blickte seiner Mutter ins Gesicht. „Entscheidet das überhaupt ein Zeitzustand oder der Charakter eines Menschen?"

„Mit ‚Entweder-Oder' beantwortet sich das nicht."

Er nickte, und die Mutter fügte hinzu: „Dein Grohmann hat recht. Die Zeit ist anders. Die Welt ändert sich und uns. Zwischen laut und leise, zwischen unten und oben, zwischen schwarz und weiß werden endlich die Nuancen und Töne sichtbar und hörbar. Einer wie Dieter Kasparek nimmt sie nicht wahr, noch nicht. Schon als Kind herumgestoßen, elternlos, da hat er wohl anders sein müssen, und ..." Sie zögerte ein paar Augenblicke und sagte: „Auch Vater hatte Mühe damit." Beide schwiegen jetzt. Mewes goß Kaffee nach.

„Du kannst es", erklärte die Mutter dabei. „Du bist zur Armee gegangen für etwas, nicht gegen etwas."

„Ist der Unterschied so bedeutsam?"

„Er wird von Tag zu Tag wichtiger, obwohl ...", wieder dachte sie nach, ehe sie weitersprach: „... das Für schließt immer ein Gegen ein."

„Weißt du, was es heißt, Kompaniechef zu sein?" rief er, stand auf, ging ein paar Schritte. Die Mutter lächelte, und er setzte sich wieder. Ihr Lächeln begann immer im rechten Mundwinkel, machte Grübchen sichtbar. Nie hatte die Mutter laut gelacht und mit aufgerissenem Mund. Im Gegensatz zum Lachen des Vaters besaß ihres unvergleichlich viele Ausdrücke. Seins war, vor allem in den letzten Lebensjahren, nur noch laut gewesen, manchmal hart.

Mutter wußte, was es heißt Kompaniechef zu sein, Bataillonskommandeur, Stabschef des Regimentes. Sie antwortete mit einer Gegenfrage.

„Willst du ewig Zugführer bleiben?"

„Ich will nicht zu früh Kompaniechef werden. Vater ist alles zu früh geworden. Hast du selber gesagt."

Nachdenklich schob sie die Unterlippe vor, nickte und meinte dann: „Wer sollte, könnte den richtigen Zeitpunkt schon bestimmen."

„Jeder selber."

„Schön wär's. Doch das Leben ist anders, fordert Konsequenzen, Kompromisse. Und die eigene Entscheidung schließt den Rat anderer nicht aus. Je früher du Kompaniechef wirst, um so besser ist es vielleicht?"

Er dachte nach, wobei er den Kopf schüttelte. Doch er erwiderte nichts. Die Mutter kannte seine Meinung. Die hieß: Wer kein guter Zugführer war, wird kein guter Kompaniechef.

Sie tranken Kaffee. Eine Weile herrschte Ruhe im Zimmer, das voller Bücherregale stand. Beide dachten an den Vater. Die Mutter sprach zuerst wieder.

„Weißt du, ich habe euch oft beim Tischtennisspielen beobachtet. Ich glaube, Vater hat überhaupt erst beim Tischtennisspielen dein Wesen begriffen. Danach hat er dich so getrieben im Spiel, bis du auf jede Art von Angriff reagieren konntest. Dann erst hast du gegen ihn gewonnen."

4.

Am späten Nachmittag des Sonntags erreichte Mewes die Kaserne wieder. Auf dem Wege vom Parkplatz zum Gebäude der Kompanie empfand er von neuem, daß Kaserne am Sonntag anders aussieht und klingt und riecht, wie sich auch ein Dorf sonntags von sich selber unterscheidet.

Die Stimmen und Bewegungen der Soldaten sind ruhiger, leichter. Alles ist für Stunden frei von der dienstlichen Bestimmtheit und durchgeplanten Alltagszeit. An Sonntagen unterscheiden sich auch die Menschen mehr voneinander, empfinden sie sich mehr als das, was sie sind und nicht vor allem als Unterstellte und Vorgesetzte.

Die Kasernensonntage mochte Mewes schon in Löbau.

Als er das Gebäude betrat, hörte er wieder Tischtennislärm aus dem Keller. Wie am Freitag schon, blieb er jetzt wieder nachdenklich an der Treppe stehen. Daß Kasparek einer der Spieler war, wußte er sofort. Rasch lief Mewes die Stufen hinauf und betrat das Zimmer. Über einem der Stühle lag Kaspareks Uniform. Auf dem Tisch sah Mewes Schläger und ein paar Bälle liegen. Er holte seinen Schläger aus dem Schrank, dessen Griff er mit einem Band so umwickelt hatte, daß er fest und beweglich zugleich in seiner Hand blieb. Er drehte den Schläger, deutete ein paar Schläge an, stand eine Weile unschlüssig, dann begann er sich rasch umzuziehen. Er folgte einem Gefühl, einer Eingebung. Auf dem Wege zum Keller versuchte er diesem Gefühl auf die Spur zu kommen. Es gelang ihm nicht.

Als er im Keller eintraf, war das Spiel zwischen Kasparek und einem seiner Gruppenführer eben zuende gegangen. Siegreich für den Leutnant, das sah Mewes an Kaspareks Rückenhaltung.

Die Soldaten, die zugesehen hatten, wollten gehen. Aber sie blieben, als Mewes sagte: „Komm, wir haben lange nicht gegeneinander gespielt."

Kasparek wandte sich rasch zu ihm um. Das triumphierende Lächeln saß noch um seinen Mund, aber im Gesicht tauchte auch Verwunderung auf. Mewes fiel ein, daß er Kasparek noch nie zu einem Spiel aufgefordert hatte. Immer waren die Einladungen vom anderen ausgegangen.

5.

Der Kellerflur war ein wenig schmal. Aber das brachte dem Angreifer ebensowenig Vorteile wie dem Verteidiger. Die zuschauenden Soldaten verhielten sich anfangs ruhig, weil sie meinten, den Ausgang des Spieles voraus zu wissen.

Ihre Aufmerksamkeit und Anteilnahme wuchs, als sich Mewes, die Bälle sicher schneidend und zu raschem Wechsel auf die Seiten und Kanten der Platte schlagend, zum Gleichstand von siebzehn zu siebzehn an Kasparek heranspielte. Beim Stand von achtzehn zu siebzehn übernahm Mewes die Aufgabe. Keine seiner Aufgaben glich der vorangegangenen. Sein Spiel war überraschender, einfallsreicher, und er gewann den ersten Satz.

Während des ganzen zweiten Satzes mußte Kasparek auch gegen die Zuschauer spielen. Das machte ihn nervös. Er verschlug eine Reihe von Bällen ins Netz oder neben die Platte. Er lag mit fünf Zählern zurück. Doch dann riß er sich zusammen, schmetterte einige Bälle so hart und genau zurück, daß sie gegen die Kellerwand prallten, ehe Mewes sie erreichen konnte. Kasparek gewann.

Sein weiteres Spiel kommentierte er mit Ausrufen oder Flüchen, sogar mit Warnungen, mit denen er besondere Schläge ankündigte. Mewes achtete nicht darauf. Die Soldaten blieben auf seiner Seite, auch als Kasparek den dritten Satz mit zwei Punkten Vorsprung gewann.

Den vierten gewann Mewes. Er spielte konzentriert wie er nur gegen seinen Vater gespielt hatte. Innerlich blieb er ruhig, zog die geschnittenen Bälle öfter und genauer zum Körper Kaspareks oder auf dessen Rückhand, mit der er nicht so hart schmetterte. Kasparek bemerkte die Taktik, versuchte sich durch Schnelligkeit auf sie einzustellen und schaffte noch einmal den Ausgleich bei dreizehn zu dreizehn.

Früher hatte Mewes in den letzten Minuten seines Spieles immer nachgelassen, Fehler auf Fehler gemacht und verloren. Geärgert hatte er sich darüber nie. Sein Selbstbewußtsein holte er sich nicht an der Tischtennisplatte. Auch heute nicht. Aber heute ging es um mehr. Das spürten auch die Soldaten, die immer stiller geworden waren und die Ballwechsel jetzt schweigend verfolgten.

Mewes schnitt die Bälle mit der Vorhand parallel zur Plattenkante oder diagonal übers Netz, daß Kasparek erneut viele verschlug. Aber er kam noch einmal bis auf zwei Punkte an Mewes heran. Doch den letzten Schlägen Kaspareks fehlte die Genauigkeit, sogar die Kraft. Er schmetterte die Bälle immer auf den gleichen Punkt. Seine Verbissenheit verkrampfte ihn, und er verlor.

Die Soldaten schwiegen ein paar Augenblicke. Mewes wischte seinen rechten Handteller über die kühle Platte, auf der ein dunkler feuchter Fleck zurückblieb, der rasch kleiner wurde und verschwand.

Kasparek stand und blinzelte herüber. Dann schlug er die Kante seines Schlägers in wütender Kürze hart auf die Platte und ging.

In dem Augenblick klatschten die Soldaten und Unteroffiziere Beifall. Mewes spürte Hände auf seinen Schultern und im Rücken.

6.

Mewes sah Kasparek erst am Montag beim Kompanieappell wieder. Sein Sieg über den anderen Zugführer hatte sich in der Kompanie herumgesprochen und Genugtuung ausgelöst.

Am Ende des Appells erschien Grohmann. Kasparek musterte den Major abwartend, fast mißtrauisch. Der Bataillonskommandeur begrüßte sie, wollte weder eine Meldung noch etwas anderes hören.

„Haben Sie mit Ihrer Mutter gesprochen?“ fragte er Mewes. Der nickte und antwortete: „Wir haben über meinen Vater gesprochen, fast immer nur über ihn.“

„Und?“

„Er hat den Fehler gemacht“, antwortete Mewes, „Kompaniechef zu werden, bevor er ein guter Zugführer war. Und so weiter.“

Grohmann schwieg ein paar Augenblicke, rieb sich mit der Daumenkuppe die Nase, blickte danach



Kasparek an. Mewes folgte Grohmanns Blick. Kasparek nahm Haltung an. Es sah aus, als wollte Grohmann jetzt mit ihm sprechen. Doch auf einmal wandte sich der Major wieder Mewes zu und fragte: „Hat Ihnen Ihre Mutter keinen Rat gegeben?"

Mewes schüttelte den Kopf. Dann erklärte er: „Wenn ich Kompaniechef werde, dann ohne Zureden."

„Auch nicht auf Befehl?"

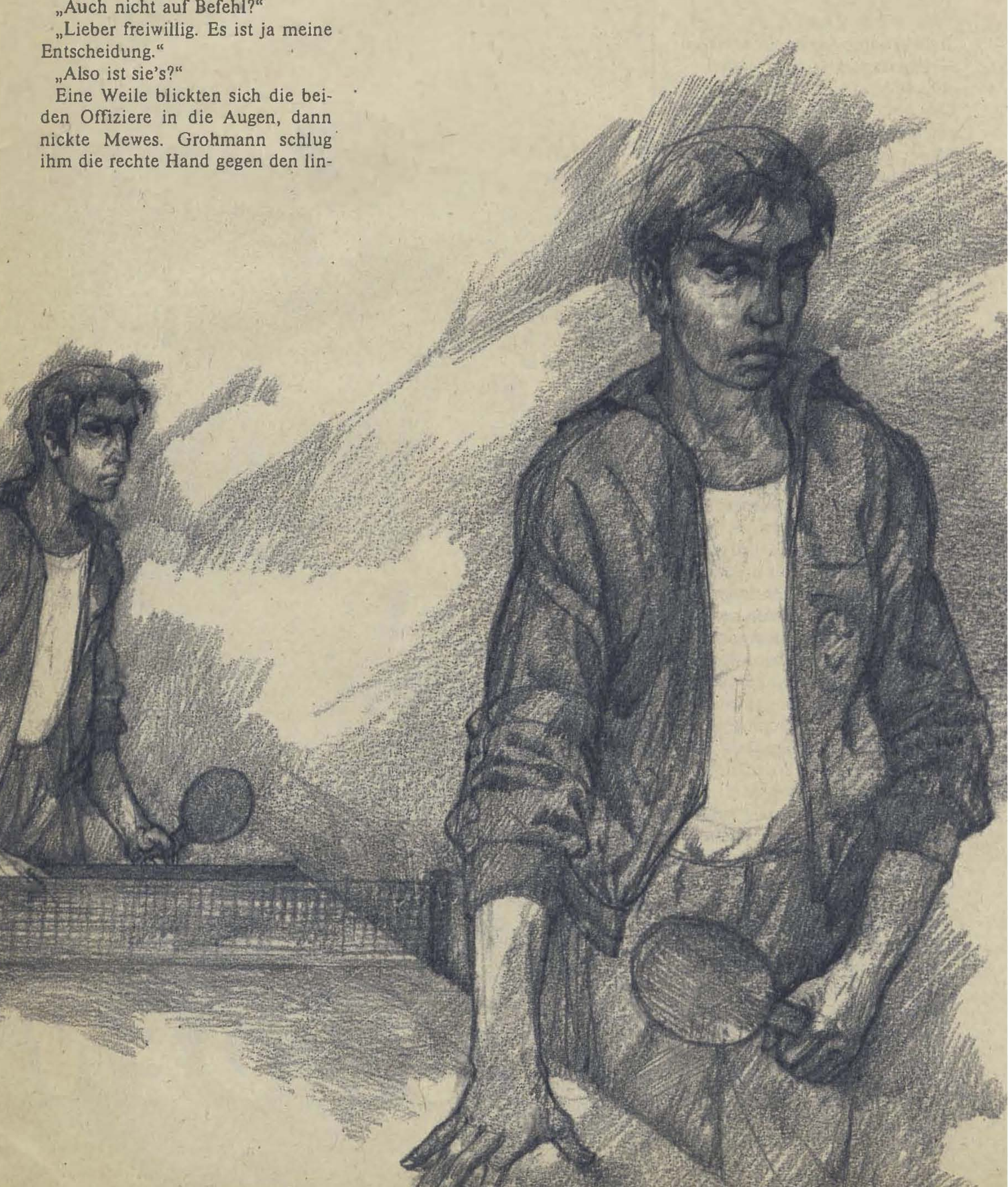
„Lieber freiwillig. Es ist ja meine Entscheidung."

„Also ist sie's?"

Eine Weile blickten sich die beiden Offiziere in die Augen, dann nickte Mewes. Grohmann schlug ihm die rechte Hand gegen den linken Oberarm und meinte: „Kommen Sie, das will ich in der Kompanie gleich mitteilen, ehe Sie ..."

Sie wandten sich den angetretenen Soldaten zu. Einige von denen, die das Spiel gegen Kasparek miterlebt hatten, standen im ersten Glied. Einer von ihnen nickte Mewes zu.

Die für AR geschriebene Erzählung entstand im Frühjahr 1989



Der Posten am Tor des MSR 9 versichert dem auf Abholung wartenden AR-Reporter knapp und ungefragt, daß der Dienst schon großer Mist sei. Aber immerhin sei er froh, nicht in einem jener Vorzeige-Truppenteile dienen zu müssen, bei denen alles viel schärfer zugehe als hier – jedenfalls seiner Meinung nach.

Major Bernd Leisch, einer der Stellvertreter des Regimentskommandeurs, erklärt kurz darauf ebenso knapp, aber gefragt, daß sein Anteil und der anderer Vorgesetzter bei der Gründung des Soldatenrates darin bestehe, ihn nicht verhindert zu haben. Jetzt sichere man ihn organisatorisch ab.

Der Rat tagt an diesem Abend, um siebzehn Uhr, zum zweiten Mal. Man trifft sich im Kinosaal, weil der vorgesehene Klubraum für gut drei Dutzend Leute zu klein und ein größerer schon anderweitig besetzt ist. Ins Klappgestühl setzen sich Unteroffiziere und Soldaten, gegenüber postieren sich auf den Lehnen der Kommandeur, Major Leisch sowie der Stellvertreter des Kommandeurs für rückwärtige Dienste. Zweieinhalb Stunden dauert das Gespräch.

So kalt es draußen ist, so heiß geht es drinnen im Saal zu. Und hatte der AR-Reporter draußen noch die Kamera hochgerissen, als schlitternde Soldaten auf den zugefrorenen Pfützen eines Weges herumgeigelten, weil er meinte, Rutschgefahr könne auch bestimmend sein für das zweite Zusammenkommen des Soldatenrates, so sah er sich getäuscht: drinnen herrschte Ernsthaftigkeit.

Sicher, entschieden und bestimmt ging es um die Rechte der Soldaten, um ordentliche Bedingungen in Dienst und Freizeit. Demnach also um genau das, was der eingangs genannte Wachsoldat so pauschal als „Mist" bezeichnet hatte.

Worüber wurde geredet?

Nun, über die Schwierigkeiten mit der Küche, über den schmalen Finanzetat des am Besuchstag noch Politstellvertreter geheißenen Majors Leisch, über Urlaubsantrittszeiten und Varian-



GEFAHR



SOLDATENRAT?

ten, vom Dienstort Drögeheide zu den in Pasewalk haltenden Fernzügen zu kommen. Man redet darüber, wie die kulturellen Möglichkeiten im Regiment mit Selbsthilfe besser in Schwung gebracht werden könnten, ebenso über eine Spendenaktion, mit der man einem nahe gelegenen Heim für behinderte Kinder helfen kann. Und der Kommandeur antwortet: Erklärt, was geht und was nicht geht. Nennt, was er von den Einheitskommandeuren verlangt – vorzeigbare Ausbildungsleistungen nämlich, die ohne Pardon zu bringen sind.

Neu ist an den Fragen und Fakten eigentlich kaum etwas. Neu ist nur, daß sich hier gewählte Soldatenvertreter und die Regimentsführung gegenübersitzen. Sie nehmen einander ernst, denn die Bewegung im Land hat auf die Kaserne durchgeschlagen. Solche Stichworte wie Militärreform oder Staatsbürger in Uniform oder Verfassungsauftrag fallen kaum, werden gar nicht erst ins Spiel gebracht; trotzdem ist es ganz genau dies, was im Soldatenrat besprochen wird.

Wie steht es mit den Lösungen?

Das Thema Küche war schon eine Woche vorher angesprochen worden, der Kommandeur hat also Versorger, Küchenchef und auch Köche herbefohlen; letztere sind in Doppelfunktion hier, da zugleich auch Ratsmitglieder. Die Vorwürfe sind hart. Sie reichen von wenig schmackhaftem Essen über gegenseitige Unfreundlichkeit am Ausgabetresen bis zum unzureichenden Angebot bei Wurst und anderen Lebensmitteln, so daß für die letzte Essenrate vieles oft nicht mehr verfügbar ist. Dann spricht der verantwortliche Offizier: Erklärt, was bei einer überlasteten Küche alles nicht geht, warum er lieber Schlosser als Köche einsetzt anstatt perfekt ausgebildete Interhotel-Gastronomen, die bloß immer alles besser wüßten, aber kaum Erfahrungen hätten. Die Mandatsträger des Soldatenrates hören sich die 20-Minuten-Rede sehr geduldig an, selbst da, wo auf präzise Fragen mit allgemeinen Floskeln geantwortet wird. Demokratie, auch in der Armee, läßt sich eben weder kraft Wassersuppe noch per Dekret einführen, sondern muß von allen Beteiligten regelrecht gelernt, wieder und wieder geübt werden.

Derjenige, der damit bisher am sichersten umgehen kann, weil er in verschiedenen Dienststellungen gelernt hat, sachlich und präzise seinen Standpunkt zu vertreten und zu begründen, heißt Michael Zinn, 33 Jahre alt, Major und Regimentskommandeur. Er zeigt ehrlich seine leeren Taschen – sprich: Nichtvorhandenes Kraftstoffkontingent für Urlaubertransporte nach Pasewalk. Er findet aber auch sehr deutliche Worte, wenn es in der Küchendiskussion darum geht, daß in den selbständigen Kompanien nach wie vor die Soldaten des ersten Diensthalbjahres das Essen für die E's (die des dritten Diensthalbjahres) in die Unterkünfte tragen; der Soldatenrat möge bitte auch dafür sorgen, daß ungerechtfertigte Vorteile, die aus dem Schikanieren der Neuen durch die Alten herrühren, radikal ausgemerzt werden. Demokratie und Menschenrechte fangen genau dort an – auf der Stube, in der Gruppe, im Zug ...

Nächste Frage: Was hat die FDJ mit dem Soldatenrat zu tun? Soldat Michael Laatz, 26, und einer der beiden Sprecher für die Artillerieabteilung, winkt ab, denn derzeit gibt es höchstens noch zwei, drei Mitglieder in der ganzen Abteilung. Da steht aber auch einer auf und versichert, daß er die Initiative für eine neue FDJ im Panzerbataillon vertrete; daß er eine Abstimmung im Soldatenrat verlange, die eine von ihm vorzuschlagende Tagesordnung bestätige. Das wird natürlich von allen anderen abgeschmettert. So geschieht es, daß der Wortführer nebst einigen seiner Mannen aus dem Panzerbataillon nach wenigen Minuten den Saal verläßt und keiner erfährt, welche Soldateninteressen der Gegangene eigentlich zu vertreten hatte.

In der Artillerieabteilung haben sich die Sprecher, außer Soldat Laatz vor allem Unterfeldwebel Peter Franzek, um Alltägliches gekümmert. Der geharnischten Beschwerde über die Küche, der noch vor der Diskussion im Soldatenrat des Regiments ein Befehl zur besseren Durchsetzung der Verpflegungsordnung folgte, ging ein Kampf um die Funktionstüchtigkeit der Duschanlagen und häufigere Duschzeiten voraus. Wenn man's genau nimmt, geht es im und mit dem Soldatenrat um Mitbestimmung, eigene Mitarbeit und die Klärung von Problemen gerade dort, wo sie auftreten, mithin um verantwortliches Handeln jedes einzelnen – gleich, ob Soldat oder Vorgesetzter jeglichen Ranges.

Welche Möglichkeiten hat also der Soldatenrat?

Wenn er keine Vereinigung von Meckerern werden soll, muß er weiterhin Vorschläge machen, Lösungen anmahnen und selber anbieten, eben konstruktiv sein. Bei der zweiten Zusammenkunft gab es noch keine gewählte Leitung aller Sprecher aus den Einheiten; dies schnellstens nachzuholen, schlug der Kommandeur vor. Er und auch Major Leisch haben längst begriffen, daß sie ohne den Soldatenrat nicht mehr auskommen; über ihn ist der kürzeste Weg, ganz direkt zu erfahren, welcher Geist in der Truppe ist, welche Stimmung herrscht, was anzupacken ist, damit auch das mot. Schützenregiment 9 stets gefechtsbereit sein kann, daß also der Dienst für Grundwehrpflichtige, Zeit- und Berufssoldaten gleichermaßen sinnvoll und effektiv ist. Und damit keiner mehr „Mist" in ihm sieht...

Text und Bild: Bernd Meyer

SOLDATENRÄTE und ihre RECHTE

Damit die Räte wirksame Interessenvertreter aller jungen Leute in der Nationalen Volksarmee und den Grenztruppen der DDR sein können, müssen folgende Forderungen erfüllt sein:

1. Der junge Armeeangehörige muß das Recht haben, sich in seiner Grundorganisation politisch zu organisieren und in der Freizeit betätigen zu können.
2. Räte sollten die Interessenvertretung realisieren, unabhängig von verschiedenen politischen, weltanschaulichen und religiösen Ansichten sowie Parteien- und Organisationsbindungen.
3. Räte erkennen die Einzelleitung und die Rolle des Befehls an, haben aber Mitspracherecht bei Entscheidungen, die das Leben der Armeeangehörigen betreffen. Sie wirken auf der Grundlage des Jugendgesetzes und der zu dessen Umsetzung vom Minister für Nationale Verteidigung erlassenen Weisungen/Befehle, zu welchen sie selbst Mitspracherecht haben (kein Statut).
4. Räte müssen demokratisch gewählt werden und dürfen nicht auf Befehl gebildet bzw. aufgelöst werden.
5. Jährlicher Abschluß von Jugendförderungsplänen der Kommandeure mit den Räten.
6. Mindestens einmal jährlich Rechenschaftslegung des Ministers für Nationale Verteidigung und der Kommandeure vor den Räten (z. B. bei Rätekonferenzen o. ä.) über die in den Punkten 3 und 5 genannten Dokumente.
7. Der Rat hat das Recht, Interessenvertretung direkt beim Kommandeur wahrzunehmen. Der staatliche Jugendbeauftragte des Kommandeurs sollte enge Verbindung zum Rat halten.
8. Subjektive Einschränkungen des Mitspracherechtes der Räte sind unzulässig.
9. Bei Ablehnung von berechtigten Vorschlägen der Räte besteht die Möglichkeit des Herantretens an den Wehrbeauftragten der Parlamente oder die parlamentarische Interessenvertretung.

(Aus den „Forderungen der Interessengruppe ‚Jugend in der NVA und den Grenztruppen der DDR' beim Zentralrat der FDJ für eine rechtliche Grundlage der Räte in der NVA und den Grenztruppen der DDR" vom 20. Dezember 1989)

LESER-SERVICE

SOLDATENPOST

... wünschen sich: Sandra Wolfram (18), Nr. 33, Ruppersdorf, 6851 – Monika Siegel (19), H.-Rau-Str. 11, Altenburg, 7400 – Alexandra Leps (17), Str. d. VFS 40, Magdeburg, 3038 – Michaela Mill (17), F.-Engels-Ring 29, Rüdersdorf, 1253 – Heike und Kristina Neumann (beide 18), Schwalbenweg 21, Berlin, 1183 – Antje Lehmann (18), Hauptstr. 46, Folbern, 8281 – Manuela Odenberg (18), E.-Kalbaß-Str. 15, Zittau, 8800 – Ramona Schnelle (17), N.-Greig-Str. 14, Rostock 21, 2520 – Silke Wiedemann (17), Str. d. Einheit 259, Gelenau, 9374 – Jaqueline Kowatzek (17), Str. d. Einheit 258, Gelenau, 9374 – Jaqueline Reinschüssel (17), G.-Schumann-Str. 2, Altenburg, 7400 – Cornelia Kanzok (19), Str. d. Aktivisten 6, I 88/2, Riesa, 8400 – Yvonne Schröder (18), Gutenbergstr. 9, Bernburg, 4350 – Uta Schößler (17), Breitscheidstr. 20a, Bad Köstritz, 6504 – Simone Weiß (22), G.-Hauptmann-Str. 6, Wolfen 2, 4440 – Anett Sang (17), Steinbergstr. 3, Niederau/OT Gohlis, 8254 – Anett Bürger (19), Hoher Weg 6, Zi. 125a, Halle, 4050 – Simone Noack (19), Hauptstr. 21, Lieske, 7801 – Petra Milz (24), PSF 116, Greifswald, 2200 – Heike Janetzko (20), Kastanienweg 64, Zwickau, 9591 – Berith Stange (19), Block 499, Zi. 908, Halle-Neustadt, 4090.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben:
Susanne Schmidt (21), Voigtaiplatz 6, Osterwieck, 3606 – Petra Koch (23), Neukirchenstr. 32, Osterwieck, 3606 – Michaela Hoell (25), A.-Bebel-Str. 11, Neukieritzsch, 7207 (Flugzeugführer) – Steffi Behnke (22), H.-Dunker-Str. 4, Bernau, 1280 – Marion Rusch (21), Dorfstr. 11, Karow, 2601 – Constanze Brückner (20, Tochter 2), Siedlung Heimat 31, Plessa, 7907 – Cornelia Voß (24, Sohn 1), L.-Frank-Str. 6, Guben, 7560 – Jeanette Schulze (21), Lerchenstr. 8, Fos-19, Görlitz, 8904 – Peggy Kisk (19, Tochter 1), Steinweg 1, Großenhain, 8280.

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre). Bitte Anschriften deutlich schreiben.

AR-MARKT

Biete AR ab 1966; „Militärtechnik"; „Motorsport"; Abenteuer-, Modellbahn-, milit. Memoirenliteratur; SF; Modellbahnmaterial; Linedfiguren. Suche Modellbahnmaterial und -literatur; Wanderliteratur; Karl-May-Bücher; Kartenmaterial bis fünfziger Jahre: Michael Preußner, K.-Liebknecht-Str. 25, Großenhain, 8280 – Suche AR-Typenblätter 1986 und 2/87: F. Asmus, Dimitroffweg 10, Großräschen, 7805 – Biete Oldtimer-Poster; Panzermodelle. Suche Flugzeugmodell MiG-31 (1:72): Frank Müller, Krughof 32, Caputh, 1506 – Biete Flugzeugmodelle (1:72): F. Bahr, PSF 31130/D, Hagenow, 2825 – Biete „Arsenal" 1–7; „Militärkraftfahrzeuge" 1, 2.1, 2.2; „MiG-Flugzeuge"; „Panzer und Panzertruppen"; „Armee für Frieden und Sozialismus": Sabine Wergin, Str. d. Freundschaft 1, Karlshagen, 2222 – Biete AR 8, 10, 11/85, 1/86, 3/86, 10/89. Suche Flieger-Revue vor 1986: J. Lippold, R.-Schumann-Str. 5, Leipzig, 7010 – Biete „Der deutsche Militarismus" Teil 2; „Singapore"; „Kamikaze"; „August der Starke"; „Am Stillen Ozean"; „Australien"; „Zwischen hundert Brücken"; „Das Fiasko der antisowjetischen Aggression". Suche „Damals in Dresden": Ralph Wendisch, Berchtesgadener Str. 19, Dresden, 8021 – Biete Flugzeugmodelle 1:72 und 1:100. Suche gleiches (1:72) von MiG-25, 29; P-38; Beaufighter; Boston; Tempest; Meteor; I-16; Mirage III u. 2000; japanische Modelle: Hendrik Weise, Comeniusstr. 64, Dresden, 8019 – Biete AR 8/74; 8/78; 2/79; 4/81; Jahrgänge 1987–88; Motorkal. 1987; Fliegerkal. 1989; Marinekal. 1985–88; KFT 2, 6/84; 1, 4, 8, 10/86; 3–6, 8, 10, 11/87; 8/89; „Der Tod auf allen Meeren"; „Seeunfälle u. Katastrophen v. Kriegsschiffen": Mirko Frank, E.-Thälmann-Str. 137, Langenau, 9207 – Biete „Abriß d. Geschichte d. Panzerkunde"; „Hieb- u. Stichwaffen"; „Waffen, Schützen, Büchsenmacher"; „Geschütze, Granatwerfer, Geschoßwerfer"; „Schwert des Samurai"; „Jagdwaffen"; „Suhler Feuerwaffen"; „Segelkriegsschiffe"; „Oldtimer" (1885–1940); „Motorräder" (1885 bis 1940): Heinz Thoma, J.-S.-Bach-Str. 3, Bleicherode, 5502.



ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:
Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur:
Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion:
Postfach 46 130
Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung:
INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung:
Kurt-Norbert Marsand/Joachim Hermann

Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 22. 1. 1990

Titelbilder:
Manfred Uhlenhut
LFB-Nr. A 159/89

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung:
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 43 00 6 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

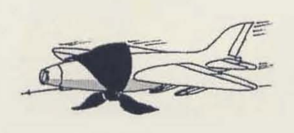
Ansonsten

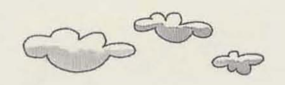


„Ich kann das schwere Ding nicht so lange tragen!"



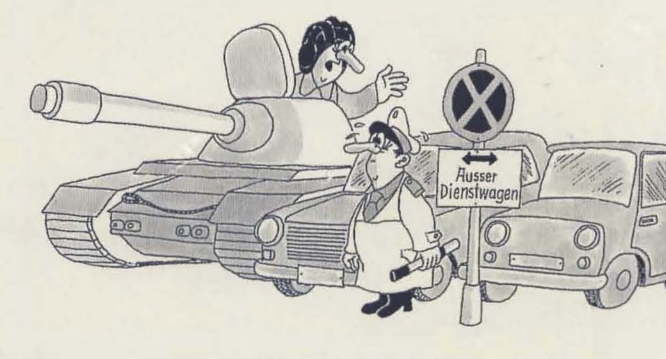
„Kannst du dich erinnern, wer eben an der Garderobe neben mir stand?"



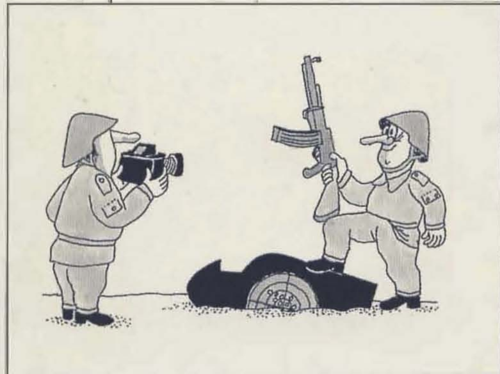




„Na, 'ne Blindflugübung, was denn sonst!"



„... und ich sage Ihnen, das IST ein Dienstwagen!"

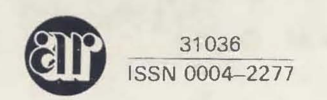




„Ich hab's mir überlegt – ich werde doch lieber General!"

keine Probleme

versichert Heinz Jankofsky



31036
ISSN 0004-2277

Susanne Lüning

Erinnerung an den DEFA-Film „Einer trage des anderen Last“

Bild: Manfred Gößinger

Autogramm-Anschrift:
DEFA-Studio für Spielfilme
August-Bebel-Straße 26–53
Potsdam-Babelsberg
1502